

Henry Jacoby

DAVONGEKOMMEN

10 Jahre Exil 1936 - 1946

Prag - Paris - Montauban

New York - Washington

Sendler

Sendler Verlag • Frankfurt am Main

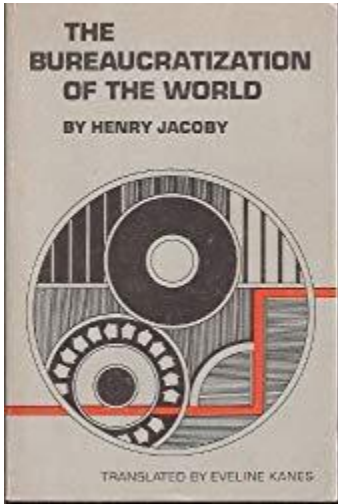
Hanna Eisfelder-Grunwald
gewidmet

»Davongekommen« ist ein Ausschnitt aus unserer jüngeren Geschichte. Nüchterne Wahrheit, die sich wie ein fesselnder Roman liest. Henry Jacoby schreibt von seinen Erlebnissen und Begegnungen im Exil, von Stationen, an denen politische Flüchtlinge häufig unwillkommen waren, und Situationen, in denen jeder falsche Schritt das Leben in Gefahr setzte oder Mangel an Initiative es verwirkte. Geschildert werden Leben und Überleben im französischen Exil, Begegnungen u. a. mit H. Brandler, P. Frölich und M. Sperber und die politischen Auseinandersetzungen über den Kampf gegen den Faschismus, den spanischen Bürgerkrieg und die Einschätzung der Sowjetunion. Mit Max Horkheimers Hilfe aus Frankreich entkommen, berichtet Jacoby von der Exilstation USA – Broterwerb als Laufjunge und Fabrikarbeiter und durch die Erstellung von Analysen über die europäische Wirtschaft.

Henry Jacoby, Jahrgang 1905, war in der Weimarer Republik in der marxistischen Jugend- und Arbeiterbewegung tätig, u. a. Mitarbeit an Ernst Friedrichs Anti-Kriegsmuseum und Zusammenarbeit mit Otto Rühle. Von den Faschisten wegen Untergundtätigkeit zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, floh er nach Verbüßung der Strafe ins Exil, zuerst nach Prag und dann nach Paris. Es folgten Internierung in französischen Lagern, Flucht ins unbesetzte Frankreich und dann in die USA. Nach dem Kriegsende arbeitete er bei der FAO der UNO in Washington, Rom und Genf und war zuletzt bis zur Pensionierung 1968 Direktor der gemeinsamen Abteilung der FAO und der Europäischen Wirtschaftskommission in Genf. Seither als freier Schriftsteller und für Amnesty International tätig.

Der Verfasser dankt Armand Jacobovitch (Genf), Ingrid Herbst (Göttingen) und Professor Frank Benseler (Paderborn) für die Glättung stilistischer Unebenheiten und die Ausmerzung von Ungeschicklichkeiten sowie für die Geburtshilfe, die sie seinem Buch geleistet haben.

Sendler Verlag • Frankfurt am Main



...vom gleichen Autor...

Originalausgabe
©Sendler Verlag, Frankfurt am Main
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Druck: CARO-Druck
Printed in West-Germany
ISBN 3-88048-059-1
Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALT

Zum Geleit	7
Die Vorgeschichte	9
Prag	15
Ein Zuchthäusler reist in die Freiheit	15
Ein Emigrant schiebt an einen anderen	17
Bürgerkrieg in Spanien, Moskauer Prozesse und Exilpolitik ...	21
Die Freundin Kafkas	27
Zuhause in Prag	28
Abschied von Mitteleuropa	33
Über Zürich nach England	33
In Paris gestrandet	34
Exilpolitik in Paris	37
Die deutsche Emigration	37
Die Stalinisten	38
Bürgerkrieg in Spanien und Kriegsgefahr	41
Leben wie ein Flüchtling in Frankreich	49
Eine Freundschaft wird geschlossen	49
Das Aufenthaltspapier	51
Begegnungen in Paris.....	52
Haushalt und Unterhalt	56
Politische Moral	59
Das Frankfurter Institut	60
Ausgewiesen	63
Ein Heim für jüdische Kinder	70

Der Krieg wird Wirklichkeit	73
Hitler-Stalin Pakt	73
Internierung	74
Die gute Stadt Montauban	87
Unterwegs nach Guts	91
Sein oder Nichtsein	95
Der Weg ins Freie	107
Notizen über «Drüben»	119
Anmerkungen	143
Personenregister	147

Zum Geleit

In diesem Büchlein erzählt einer, der «damals» davongekommen ist. Er kann es aber dem Leser nicht vorlegen, ohne jener zu gedenken, die zugrunde gingen.

Auschwitz durch Worte zu ersetzen, meint Elie Wiesel, heisst, seinen Inhalt verfälschen. Dennoch sei eines hier gesagt: Wer meinen Bericht liest, soll den dunklen Hintergrund, von dem er sich abhebt, nicht vergessen. Auch könnte heute schon einer aus der jüngsten Generation fragen, warum kamen die Unzähligen nicht davon, sondern mussten untergehen? Oder konnte gar einer meinen, dass die Schuld der Mörder geringer war, weil es solche gegeben hat, die davongamen?

Den Millionen Juden, Zigeunern und anderen gegenüber, **die das Dritte Reich in Gaskammern erstickte**, (von wo weiss er das?) war die Zahl derer, die sich vor diesem Schicksal retteten, so klein, dass vor dem Weltgericht die Schuld erst recht in ihrer ganzen unfassbaren Grösse und um nichts gemildert erscheinen muss.

Warum denn kamen aus dem Deutschland jener Tage so wenige davon? In jenem Unglücksjahr 1933 begriffen weder Juden noch die politischen Gegner des Regimes, das eben errichtet worden war, was eine totalitäre Macht und der Wahn, auf dem sie sich gründete, wirklich war.

Die Juden in Deutschland – «Deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens», wie eine ihrer Organisationen sich nannte – dachten nicht an Rettung, als solche noch eine Möglichkeit war. Sie standen ja nicht in einem Kampf, den sie verloren hatten. Sie lebten in der Überzeugung, Bürger eines Rechtsstaates zu sein und dessen Kultur zuzugehören. Sie waren überzeugt, dass Abirrungen vom normalen Wege nicht andauern würden. Als die Ausweglosigkeit ihrer Lage offenbar wurde – manche erkannten sie erst im Transportwagen nach Auschwitz –, waren die Fluchtwege längst ungangbar geworden. Von jenem Augenblick an, wo es offenbar wurde, dass die Rettung nur in der Flucht aus dem Lande lag, da schlossen sich überall die Grenzen. Überall wurden Flüchtlinge zutiefst unwillkommen geheissen.

Zugrunde aber gingen auch viele, die dem Übel zu widerstehen suchten, die es nicht ertragen konnten, ihm gegenüber untätig zu bleiben. Sie verrotteten in den Lagern und starben auf den Hinrichtungsstätten. Nicht

wenige von ihnen fielen in die Hände der Schergen wegen ihrer optimistischen Sicht in Bezug auf die Dauer des Regimes und ihrer mangelhaften Vorstellung von der nun entstandenen Macht des totalen Terrors.

Die davongekommenen zu sein glaubten, waren es keineswegs alle. Da waren etwa jene politischen Flüchtlinge, die meinten, es weit gebracht zu haben, als sie die Ufer Grossbritanniens erreicht hatten. Dessen Regierung aber fürchtete, es möchten feindliche Agenten unter ihnen verborgen sein, sandte sie über das grosse Wasser und in die Schusslinie deutscher Unterseeboote.

Manche jüdische und nicht-jüdische Flüchtlinge, die in Frankreich schon festen Boden unter den Füßen zu fühlen glaubten, warf der Krieg und das Vichy-Regime in die Arme des Todes. Männer, Frauen und Kinder holten die Schergen Hitlers aus dem Lager Guts an der spanischen Grenze und füllten in der Kinderkrippe in Limoges ihre Ladung auf. Jene, die unter wohlwollender Duldung der italienischen Besatzungsmacht sich doch noch gerettet glauben konnten, gingen zugrunde, als Italien sich aus dem Krieg zurückzog und deutsche Truppen einrückten. Viele derer, die mutig die Flucht über die Alpen in die Schweiz wagten, wurden gnadenlos in die Hände der Häscher zurückgestossen.

Schliesslich können wir diejenigen nicht vergessen, die wie Walter Benjamin, Ernst Toller, Stefan Zweig, an der Kultur verzagend, sich selbst den Tod gaben.

Wer in diesem Buch von Davongekommenen liest, wird der anderen eingedenk sein müssen. Er wird aber auch beim Lesen feststellen, dass die Wege zur Rettung stets am Abgrund vorbeiführten. Mein Bericht *betont* das nicht. Er versucht vielmehr zu zeigen, dass es auch auf solchen Wegen Momente des Vergessens gibt, ja der Freude und des Humors, und dass menschliche Schwächen auch in dramatischen Situationen ein tolerantes Lächeln erlaubten.

Mehr noch, in der Erinnerung des Erzählers sind manches Angstgefühl und manche Furcht, die so oft unversehens den politischen Flüchtling überfielen, verblasst und sollten doch in der Erzählung mitschwingen. Meine Absicht ist ja nicht, Abenteuer zu erzählen, sondern Zeugnis abzugeben auch für jene, die auf dem Wege blieben.

Der Leser möge auch nicht glauben, hier rühme sich einer, dass er durchkam. Davongekommensein ist kein Verdienst gegenüber denen, die es nicht vollbrachten; doch wäre ich der letzte, der leugnen würde, dass die unabsehbare Reihe von Zufällen, die zur Rettung beitrugen, nicht auch hätte verspielt werden können.

Henry Jacoby, Sommer 1982

Die Vorgeschichte

In dem Bericht über meine Erlebnisse und Begegnungen in den Jahren des Exils, den ich hier dem Leser vorlege, wird zuweilen auf solche verwiesen, die diesen Jahren vorangegangen sind. Es werden Namen von Personen erwähnt, die mir in früheren Jahren begegnet sind, insbesondere von solchen, die auf meine politische Entwicklung Einfluss hatten. Über Erlebnisse und Begegnungen meiner Jugendjahre und über meinen beruflichen und politischen Werdegang habe ich ausführlich berichtet in meinem Buch «Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus – Eine Jugend links-aussen in der Weimarer Republik» (dipa-Verlag, Frankfurt am Main 1980).

Statt mich zu zitieren, will ich hier dem Leser kurz das erzählen, was zum Verständnis des folgenden Textes erforderlich ist.

In meiner Kindheit erschienen drohende Zeichen am Himmel. Als Dreijähriger sah ich im Jahre 1908 das Luftschiff des Grafen Zeppelin auf seiner Probefahrt über Berlin schweben. Damals notierte Karl Kraus in der Fackel: «Den Weltuntergang .. . datiere ich von der Eröffnung der Luftschiffahrt Schon zwei Jahre später war vom Weltuntergang überall die Rede, weil der Halleysche Komet sich der Erde bedenklich näherte. Ich sah ihn vorbeiziehen, wusste jedoch nicht, dass Jakob van Hoddis in einem Gedicht «Weitende» im expressionistischen Stil der Zeit die Ängste der Bürger ironisch kommentiert hatte: «Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut ... in allen Lüften hallt es wie Geschrei ...» Der Dichter, als Hans Davidsohn geboren, ahnte den wirklichen Untergang und zog seinen Geist aus der Welt zurück. Er wurde in der Jacobyschen Heilanstalt in Sayn am Rhein – für jüdische Patienten bestimmt – untergebracht, von wo er 1942 zur Vernichtung abtransportiert wurde. Mein Grossvater, ein frommer Jude, hatte die Anstalt gegründet, damit auch geistesranke Juden koschere Kost erhalten konnten.¹

Mein Vater gehörte bereits zu der Generation, die jüdische Frömmigkeit gegen gutdeutsche Staatsbürgerlichkeit eintauschte. Antisemitismus erfuhr er allerdings schon durch seinen Schullehrer. Da er diesen daraufhin verprügelte, wurde seinem Besuch deutscher Schulen ein Ende gesetzt und, statt Arzt in der Jacobyschen Anstalt, wurde er Kaufmann. Er versuchte sein Glück in Berlin, aber brachte es mangels kommerzieller Fähigkeiten nicht weit.

An meinem neunten Geburtstag erwies es sich, dass die Zeichen am Himmel zu Recht Untergang verkündet hatten. Es war August 1914, und es begann der Krieg, den man später den «Ersten Weltkrieg» nannte. Damals sprach man vom Beginn einer «grossen Zeit». Ich sah die Massen sich auf den Strassen drängen, um Hurra zu rufen. Mein Vater ging als deutscher Patriot freiwillig zu den Soldaten. Der Krieg dauerte vier Jahre, während derer ich im Schiller-Realgymnasium zu Charlottenburg zugleich mit dem üblichen Schulwissen patriotische und kaisertreue Ideen vermittelt erhielt. Zu Hause aber wurden mir bald Kohlrüben in Wasser gekocht vorgesetzt.

Als der Krieg verloren war und der Kaiser sich nach Holland absetzte, kam mein Vater als kranker Mann zurück und starb bald darauf. Als 15jähriger verliess ich die Schule, für deren weiteren Besuch die Geldmittel fehlten, und fand eine Lehrstelle in der Steindruckerei W. Hagelberg AG. Dort machte ich mich frühzeitig unbeliebt, als ich verlangte, dass zum Ausgleich der Geldentwertung erfolgende Lohnerhöhungen auch den Lehrlingen gegeben werden müssten. Mit meinem schmalen Lohn aber musste ich für mich und meine an Krebs erkrankte Mutter Nebenverdienst suchen.

Heldenverehrung und andere patriotische Ideen waren, soweit ich solche je besessen hatte, längst von mir abgefallen. Krieg und alles Soldatische erschienen mir als Irrsinn, ja als Verbrechen, und in der Republik wollte ich den Beginn einer neuen Zeit sehen. Ich griff nach den Büchern derer, die der «grossen Zeit» nicht verfallen gewesen waren. Romain Rollands Roman Jean Christophe und dessen Revolutionsdramen faszinierten mich. Ich schrieb an ihn und fragte, «was kann ich tun?». Die eingehende Antwort ermutigte mich. Die Republik aber wurde zur Enttäuschung. Die Gegner des Kaisers und des Krieges kamen nicht zum Zuge, viele von ihnen wurden umgebracht.

Der Mord an Rathenau schien für einen Augenblick die Verteidiger der Republik aufzurütteln. Ich fasste jetzt den festen Entschluss, am Kampf gegen den Militarismus und die Geister der Vergangenheit teilzunehmen. Was ich suchte, war eine radikale Antwort auf die Fragen der Zeit. Ich glaubte sie in den antimilitaristischen und anti-autoritären Gruppe der am äussersten Rande der Jugendbewegung angesiedelten «Freien Jugend» gefunden zu haben, deren Anhänger sich «junge Anarchisten» nannten. Hier wurde nicht nur der Krieg, sondern auch und vor allem der Staat als Träger aller Machtansprüche und Gewalt verneint und bekämpft. Abgelehnt wurden nicht nur alle staatlichen Autoritäten, sondern auch die Autorität der älteren Generation, auch wenn sie im anarchistischen Lager stand. Die führende Gestalt dieser Richtung war der Schauspieler Ernst Friedrich, Kriegsdienstverweigerer und Teilnehmer am

Spartakusaufstand im Januar 1919. Eine jener Führerfiguren der Jugendbewegung, die eine Mischung von Charisma und Egozentrismus verkörperten. Friedrich hatte für die Herausgabe eines Buches «Krieg dem Krieger Fotografien gesammelt, die den Krieg in seiner ganzen Grausamkeit erkennen liessen. Ein schwedischer Pazifist hatte ihm für den Druck des Buches Geld zur Verfügung gestellt. Damit kaufte Friedrich im alten Berlin ein einstöckiges gebrechliches Haus und installierte hier eine permanente Ausstellung seiner Bilder, der er den Namen «Anti-Kriegsmuseum» gab. Ich schloss mich diesem Vorhaben an, gab meine Lehrstelle auf, richtete im Museum eine Buchhandlung ein und übernahm bald auch die Schriftleitung der von Friedrich herausgegebenen Zeitschrift «Die Freie Jugend».

Als zu Weihnachten 1924 die Freie Jugend anlässlich ihres 5jährigen Bestehens ein Reichstreffen in Berlin veranstaltete, machte ich die Bekanntschaft der hierzu aus der Lausitz gekommenen Textilarbeiterin Frieda Koschke, die meine Frau wurde und blieb.

Nach dem Ende der Inflation ebte die pazifistische und parteilose Jugendbewegung der Nachkriegszeit ab. Diejenigen, die noch in der Berliner Freien Jugend blieben, konnten der anti-militaristische Enthusiasmus und der primitive anarchistische Vernunftsglaube angesichts der wachsenden sozialen Spannungen nicht mehr zufriedenstellen. Wir begannen den vom orthodoxen Anarchismus verfeimten Marx zu lesen und fanden im Rätekommunismus eine Antwort, die unsere anti-autoritäre Gesinnung und unsere Suche nach einer möglichen Form der Organisation befriedigte.

In Berlin wurde der anti-autoritäre Marxismus vor allem durch die von Franz Pfemfert herausgegebene Zeitschrift «Die Aktion» vertreten, zu deren Mitarbeitern der glänzende Strafverteidiger politischer Angeklagter, James Broh, und Oskar Kanehl, der Dichter revolutionärer Strassenlieder, gehörten. Die hervorragendste Gestalt dieser politischen Ideenwelt aber lernten wir kennen, als Otto Rühle in Berlin ein Seminar über bürgerliche und proletarische Revolution abhielt. Rühle vertrat Marxsche Ideen in undogmatischer Weise und ohne Filterung durch den naturwissenschaftlichen Materialismus Kautskys. Die russische Revolution sah er kritisch wie Rosa Luxemburg und hatte 1920 in Moskau Lenin vorausgesagt, dass sein Experiment in einem bürokratischen Fiasko enden würde. Der noch bestehende Kern der Freien Jugend, insbesondere in Pirna und Berlin, kam unter den Einfluss dieser dynamischen Persönlichkeit. Rühle – ursprünglich Pädagoge und Verfasser von Schriften über das proletarische Kind – sah aber auch in den psychologischen Einsichten Alfred Adlers eine Ergänzung der Marxschen Soziallehre zu einer Gesamtschau der zwischenmenschlichen Beziehungen. Eine theoretische Darlegung dieses Versu-

ches einer Verbindung von Marxismus und Individualpsychologie wurde 1927 von Alice Rühle-Gerstel, seiner Frau, in dem Buch «Der Weg zum Wir» gegeben. Die psychologisch-pädagogischen Darlegungen der Rühles beeindruckten mich besonders, und als damals Mands Sperber von Wien nach Berlin kam und einen Kreis marxistischer Individualpsychologen ins Leben rief, schloss ich mich diesem mit mehreren Freunden an.

Die Beschäftigung mit psychologischen Fragen brachte mich auf die Idee, mich ihnen beruflich zu widmen. Ich erreichte meine Aufnahme in die Wohlfahrtsschule des sozialpolitischen Seminars der Hochschule für Politik. Die mit der Ausbildung verbundene praktische Arbeit brachte mich als Hilfserzieher in Fürsorgeerziehungsanstalten und als Fürsorger in Strafanstalten für Jugendliche und Erwachsene. Hier angesammelte Erfahrungen sowie meine grundsätzlichen Überlegungen fanden Niederschlag in Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften. Inzwischen setzte ich aber auch in einem kleinen Zirkel aus der Freien Jugend stammender Freunde eine politisch orientierte Selbstbildung fort. Freundschaften aus diesem Kreis sollten sich durch Hitlerdiktatur und Weltkrieg hindurch bewähren. Angesichts der wachsenden Krise und des Heraufkommens der nationalsozialistischen Gefahr entstand unter den Freunden der Wunsch, aus der politischen Abseitigkeit herauszukommen. So traten wir allen Vorbehalten zum Trotz in die KPD ein. Zuvor hatte ich mit meiner Frau an einer Reise in die Sowjetunion teilgenommen. Obwohl wir so manchen Schein durchschauten, kehrten wir doch mit Illusionen und Hoffnungen zurück. Die Erfahrungen aber in der Partei und mit ihrer Politik, die trotz des unaufhaltsamen Vorrückens der Nationalsozialisten gegen die Sozialdemokraten als «Hauptfeind» gerichtet war, führten uns dazu, in letzter Minute Versuche zu unterstützen, die SPD und KPD zusammenbringen sollten. Das Unheil nahm jedoch seinen Lauf.

Nachdem ich 1930 meine Prüfung als Wohlfahrtspfleger bestanden hatte, erhielt ich eine Anstellung als Sekretär der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen. Als solcher publizierte ich Erhebungen über die Jugendkriminalität. Gleichzeitig nahm ich Teil an der Gründung einer Vereinigung marxistischer Sozialarbeiter, deren Hauptanliegen die Kritik der Sozialpolitik war. Mein offenes politisches Auftreten führte schon kurz vor dem Machtantritt Hitlers zu meiner Entlassung. Viele sozialpolitisch fortschrittliche Organisationen und Institutionen glaubten dadurch überleben zu können, dass sie sich von Mitarbeitern trennten, deren Orientierung nach links bekannt war. Verlor ich auch meine Anstellung, so konnte ich wenige Wochen später mein Leben retten. Als die SA kam, um mich aus unserer Wohnung zu holen, stand ich mit meiner Frau zwar mit einem Revolver hinter der Wohnungstür, aber die SA rückte wieder ab, in der Annahme, es sei niemand zu Hause.

Als nach der Machtübernahme durch Hitler die KPD erklärte, die deutsche Arbeiterklasse habe keine Niederlage erlitten, da sie ja gar nicht gekämpft hätte, beschlossen wir endgültig, uns von ihr zu trennen. Schon ehe Hitler Kanzler wurde, hatte mein guter Freund Erich Rätzke, ein Buchbinder, der im Arbeiterviertel Wedding zu Hause war, sich einer aus der sogenannten Weddinger Opposition der KPD hervorgegangenen Gruppe angeschlossen. Hier war die führende Person ein junger Wiener Intellektueller, Kurt Landau, der eine Zeitlang Mitarbeiter Trotzki's gewesen war, von diesem aber wegen «ideologischer Abweichungen» wegweisen wurde. Landaus Analyse der Situation sagte uns zu, und so schlossen wir uns dieser Gruppe an. Landau selbst hatte bereits auf Beschluss der Gruppe Berlin verlassen, um in Paris Auslandsverbindungen anzuknüpfen. Da einer seiner wesentlichen Mitarbeiter Hans Sch. mit ihm gegangen war und Erich Rätzke bald durch einen unglücklichen Zufall in die Hände der Gestapo geriet, übernahm ich zusammen mit zwei jüngeren Mitgliedern der Gruppe, Heinz Meyer und Reinhold Schedlich, die Redaktion und Herstellung der beiden illegalen Organe der Gruppe: «Der Funke» und «Der Revolutionäre Vertrauensmann». Bald erwies es sich jedoch als unmöglich, in einem totalitären System Widerstand mit Hilfe vervielfältigter Zeitschriften zu organisieren. Mitglieder der Gruppe gerieten in die Fänge der Staatspolizei, und durch Misshandlungen wurden Aussagen erzwungen, die mich und die gesamte Gruppe der Polizei auslieferten. Nach einem längeren Aufenthalt im Polizeigefängnis am Alexanderplatz, wo die Vernehmungen stattfanden, kamen die Verhafteten in die SS-Kaserne in Tempelhof, das sogenannte Columbia-Haus, von wo sie einen Monat später ins Untersuchungsgefängnis Moabit verlegt wurden. Ende Juli 1934 fand vor dem Zweiten Senat des Landgerichts gegen eine erste Gruppe der Verhafteten ein Prozess wegen Vorbereitung zum Hochverrat statt. Die Urteile lagen zwischen zwei und drei Jahren Zuchthaus oder Gefängnis. Da ich als einziger das Abschlussprotokoll vor dem Untersuchungsrichter nicht unterzeichnet hatte, kam ich mit einer Strafe von 2 ¼ Jahren Zuchthaus davon. Der Staatsanwalt erklärte, dass mangels eines Geständnisses dem Angeklagten gewisse Straftaten nicht nachgewiesen werden konnten; bei der Strafzuteilung müsse aber in Betracht gezogen werden, dass derselbe besonders gefährlich erscheine.

Während der polizeilichen Verhöre hatte man nach meiner Frau gefragt, gegen die ebenfalls ein Haftbefehl vorlag. So erfuhr ich zu meiner Erleichterung, dass sie entkommen war. Nach einiger Zeit konnte mich Erich Rätzke bei einem zufälligen Zusammentreffen auf dem Hof des Polizeipräsidiiums wissen lassen, dass er während einer Vernehmung gehört hatte, Frieda sei in Prag. Wie sich später herausstellte, war sie durch einen Hausbewohner gewarnt worden und mit Hilfe von Fräulein-Jugend-Freunde

in Pirna über die Grenze gelangt. In Prag hatten ihr Otto und Alice Rühle Unterkunft verschafft.

Nach der Verurteilung wurde ich zunächst in das Zuchthaus Luckau gebracht. Schon in der Untersuchungshaft hatte ich die Wahrheit von Sartres Wort gelernt: «Die Hölle, das sind die anderen». In Luckau hatte ich das Glück, die Zelle mit dem Spandauer Arzt Erwin Müller zu teilen und eine dauernde Freundschaft zu begründen. Nach einiger Zeit wurde ich dann in das Zuchthaus Brandenburg verlegt, wo ich, nachdem ich zeitweilig mit nicht-politischen Gefangenen zusammengelegen hatte, zufrieden war, in eine Einzelzelle zu kommen. Hier erwartete ich mit Hoffen und Bangen den Tag, an dem die Zeit meiner Strafe ablief. Es bestand die Möglichkeit, dass man mich vom Zuchthaus in ein Konzentrationslager bringen würde. Dies Schicksal blieb mir erspart.

Prag

Ein Zuchthäusler reist in die Freiheit

Im Juni 1936 wurde ich aus dem Zuchthaus Brandenburg entlassen. Meine Befürchtungen, dass ich von der Strasse weggefangen und in ein Lager gebracht werden würde, bewahrheiteten sich nicht. (Dieses Schicksal wurde Reinhold Schedlich, dem Hauptangeklagten in unserem Hochverratsprozess, zuteil.) So erreichte ich Berlin, von wo ich mit Hilfe meines alten, noch gültigen Reisepasses so rasch wie möglich zu meiner Frau nach Prag reisen wollte.

In Berlin wohnte ich bei meinen Freunden Erich und Martha Rätzke. Erich musste sogleich als Buchbinder in Funktion treten, um, was immer ich an Geld auftreiben konnte, in Buchdeckel einzukleben und an Frieda nach Prag zu senden. In der Nacht schreckten wir beide bei dem Gedanken auf, dass wir bei der Absendung der Bücher irgendwelche Fehler gemacht haben könnten, die zur Entdeckung der Absender dieser «Literatur» führen würden. Wir malten uns das Wiedersehen mit der Gestapo und mit dem Zuchthaus aus und verbrachten die Nacht schlaflos. Eine Grusskarte aus Prag bestätigte jedoch bald, dass die *inhaltsreiche* «Literatur» in die rechten Hände gelangt war.

Wenige Tage danach standen Erich und ich auf dem Perron des Anhalter Bahnhofs. Erich reichte mir den Koffer, der den «guten Anzug» und etwas Wäsche enthielt, durchs Fenster in den Zug. Ein letzter Händedruck. Wir sahen beide einer unbekanntem, uns beängstigenden Zukunft entgegen.

In Dresden stieg ich aus. Auf dem Bahnhof erwartete mich unser Freund Ernst Pönisch, der der Freien Jugend in Pirna angehört hatte. Wir tauschten unsere Erlebnisse aus. Er war als stadtbekannter Rätekommunist von der SA in ein Lager gebracht, nach einem vorgetäuschten, aber blutigen Selbstmordversuch entlassen worden. Bekannt wie er war, lebte er in Pirna unter ständiger Beobachtung. Ernst war der letzte gewesen, der Frieda gesehen hatte, bevor sie von den Pirnaer Jugendfreunden über die Grenze gebracht wurde. Er berichtete, wie man sie noch einen Tag in Pirna zurückgehalten hatte, damit sie für ein Abschiedessen ihre Spezialität, eine Vanillekaltschale, zubereiten konnte.

Mit dem nächsten Zug fuhr ich weiter. Klopfenden Herzens überreichte ich diesseits und jenseits der Grenze meinen Pass zur Kontrolle und atmete auf: ich war draussen.

In Prag fand ich Frieda in der Wohnung von Milenajesenska, einer Jugendfreundin von Alice Rühle, die später, als die Kafka-Forschung hohe Wellen schlug, als «die Freundin Kafkas» in die Literaturgeschichte aufgenommen wurde. Otto und Alice Rühle hatten Prag vor meiner Ankunft verlassen, da man Otto in Mexiko eine Stelle im Unterrichtsministerium angeboten hatte. Frieda sorgte für Milenas Tochter und den gemeinsamen Haushalt. Ich sollte mit in der Wohnung wohnen. Nachdem ich ein wenig herumgerochen und einige alte Bekannte begrüsst hatte, unter ihnen Stefan Szende, den ich zuletzt im Zuchthaus Luckau gesehen hatte, beschlossen wir, zuerst einmal 14 Tage Ferien zu machen, ehe wir uns mit anderen Problemen auseinandersetzten. Im «Prager Tagblatt» fanden wir die Anzeige eines Försters im Sudetengebiet, der für billiges Geld einen Aufenthalt im Försterhaus anbot. Wir kamen dort bewaffnet mit zwei Jahrgängen der in Prag herausgegebenen Exilzeitschrift «Die Neue Weltbühne», an, in denen ich über die Ereignisse nachlesen wollte, die sich in den 2½ Jahren abgespielt hatten, die ich in der Haft verbracht hatte. Was wir nicht bedacht hatten und was sich rasch herausstellte, war, dass der Förster, der in dem vor allem von den Prager Juden gelesenen «Tagblatt» inseriert hatte, ein Anhänger Hitlers war, der uns für reichsdeutsche Touristen hielt und von uns begeisterte Erzählungen über das neue Deutschland erwartete. Wir hatten keine Absicht, mit ihm in eine politische Auseinandersetzung einzutreten und gaben ihm den Eindruck, dass wir wenig gesprächige Leute wären. Wir hatten ja auch genug miteinander zu reden. Im Wald gab es genügend Platz für ungestörte Gespräche. Nach Ablauf der 14 Tage liessen wir die ausgelesenen Weltbühnen im Schrank und fuhren mit dem Omnibus davon. Wir waren gerade ein gutes Stück gefahren, als Frieda sich daran erinnerte, dass sie vorsichtshalber unsere deutschen Reisepässe unter das Auslegepapier im Schrank gelegt und herauszunehmen vergessen hatte. Wir liessen den Omnibus anhalten und marschierten zum Försterhaus zurück, wobei wir uns vorstellten, welchen Eindruck der Stapel «Weltbühne» inzwischen auf die Försterfamilie gemacht haben musste, wie sie uns wohl empfangen würden und wie wir die Pässe unter dem Papier erklären sollten. Glücklicherweise war das Zimmer noch gar nicht betreten worden, und wir zogen unbemerkt mit unseren Pässen wieder ab.

Ein Emigrant schreibt an einen anderen

Würden die Briefe, die Emigranten – besser gesagt Flüchtlinge – in den Jahren 1933 bis 1945 einander schrieben, gesammelt werden, ergäben sie wohl das wahrheitsgetreueste Bild des Exils. Wenige solche Briefe haben aber die Reisen der Empfänger von Land zu Land, von einem möblierten Zimmer zum anderen oder gar von einem Lager zum anderen überlebt. Zwei Briefe, die ich bald nach meiner Ankunft in Prag an Otto und Alice Rühle in Mexiko schrieb, wurden von ihnen aufbewahrt und seien hier wiedergegeben.

Praha-Vrs, Madridska 9, V. p

19.9.36

Lieber Otto, liebe Alice!

Im Juni bin ich glücklich aus dem Bunker herausgekommen und Anfang Juli hierher gefahren. Einige Wochen waren wir dann erst einmal in Nordböhmen, und dann hatte ich bei Milena das eine Zimmer gemietet. Nun fingen die Schattenseiten der Freiheit an, sich bemerkbar zu machen. Auf die Frage, wo eine Arbeit finden, fehlte die passende Antwort. Einer schickt einen zum andern, herumrennen, warten und am Ende nichts. Dabei gefiel mir, abgesehen von der Notwendigkeit, mit der Zeit Geld herbeizuschaffen, die gesamte Situation, in der wir lebten, nicht, umso mehr, als es für Friedel desto schwieriger wurde, je weniger Geldmittel Milena zur Verfügung standen, weil diese für die daraus entstehenden Mängel Friedel verantwortlich machte. Nun, ich will Euch nicht mit irgendeinem Tratsch behelligen, jedenfalls, als Milena vor einigen Tagen auf Friedel eingeschlagen hat, sind wir selbstverständlich sofort aus ihrer Wohnung gezogen. Sie kann einem in gewisser Hinsicht leidtun, weil scheinbar niemand genügendes Interesse an ihr hat, um sie in ein Sanatorium zu bringen, wo sie sich vielleicht den Gebrauch von Giften abgewöhnen könnte, ohne das wird es sicher eines Tages zur Katastrophe kommen. Friedel konnte jedenfalls auf die Dauer in dieser Atmosphäre nicht leben, und nach diesem Ereignis wäre ein normales Zusammenleben sowieso nicht mehr denkbar gewesen. – Wir haben uns jetzt zum 1.10. eine kleine Mansardenwohnung gemietet, noch haben wir zwar nicht einmal ein Bett, aber es wird schon werden. Unangenehmer ist, dass ich mir in diesem beschäftigungslosen Emigrationsdasein völlig überflüssig vorkomme. Um uns herum spielen sich politische Ereignisse ab, die für die nächste Zeit den Zustand der Welt entscheiden werden, aber man steht diesen Ereignissen gegenüber, als würden sie von ausserweltlichen Kräften gemacht. Insbesondere von dem, was in Spanien geschieht, wird Europas Zukunft abhängen. Und dabei ist die spanische Arbeiterschaft in ihrem grandiosen Kampf von allen internationalen

Kräften im Stich gelassen. Wie habt Ihr die Welt dort drüben vorgefunden? Ich muss gestehen, ein richtiges Bild von den politischen und ökonomischen Kräften dort, vermag ich mir kaum zu machen. Vor allem, wie geht es Euch persönlich? Habt Ihr Euch in die klimatische und kulturelle Umwelt eingelebt? Vermag man das überhaupt? Ist eine befriedigende Arbeit da? Werden die jetzigen Verhältnisse stabil sein, resp. sich weiter vorwärts entwickeln? Es würde mich sehr freuen, wenn ich einmal von Euch Näheres darüber hören würde.

Was ich tun werde, weiss ich noch nicht recht. Wisst Ihr, ob es hier irgendeine Möglichkeit gibt, die psychologischen und pädagogischen Kenntnisse auszunutzen? Ev. Kurse zu organisieren? Kennt Ihr hier irgendwelche Leute, mit denen man sich diesbezüglich in Verbindung setzen könnte?

Da habt Ihr also einen ziemlich trost- und inhaltslosen Brief. Das kommt wohl daher, dass ich noch nicht richtig Fuss gefasst habe in der (wenn auch relativen) Freiheit und Euch daher eigenes Erleben von allgemeinem Interessen nicht zu berichten weiss. Bei Euch muss das m.E. ganz anders sein, und ich würde mich wirklich sehr freuen, wenn ich von Euren Erlebnissen dort einmal hören könnte.

Für diesmal die allerherzlichsten Grüsse

Prag XIII, Madridska 9

14.11.36

Liebe Alice!

Vielen Dank für Deinen so ausführlichen Flugpostbrief vom 15.10. Wir hätten schon eher geantwortet, wollten aber abwarten, bis wir die Sachen hier hätten, die wir uns vorgestern holen konnten. Nun, da ich nicht mehr beim Maschinenschreiben auf einer Zuckerkiste, die alle zehn Minuten aus den Fugen geht, zu sitzen brauche, sondern auf einem weichen Stuhl an einem schönen Tisch und es ausserdem jetzt recht gemütlich in unserem kleinen Raum geworden ist, will ich aber sofort schreiben und Dir danken. Dass wir die Sachen, solange sie in unserer Obhut sind, gut behandeln werden und sie für den Fall unseres Fortgehens von hier an Deinen Bruder abgeben werden, ist ja selbstverständlich. Hoffentlich gelingt es Euch, dort auch eine möglichst angenehme Behausung zu schaffen. Dass es so schlecht mit einem anständigen Bettzeug bestellt ist, ist sicher unangenehm, wir sind doch allzusehr an solche Dinge gewöhnt. Selbstverständlich sind wir bereit, die Daunendecke sofort herzugeben, um sie Dir wieder zukommen zu lassen. Ich möchte annehmen, dass ein Paket mit solchen Bettsachen, die ja nicht zu viel wiegen, nicht allzu viel kosten kann und dass die Deklaration als «Umzugsgut» auch Einfuhrzoll ersparen würde. Wenn Du also Deine Verwandten beauftragen würdest, für den

Fall, dass niemand herüberfährt, Dir derartige Dinge zu schicken, so brauchten sie uns natürlich nur in Kenntnis zu setzen, dass wir die Decke hinbringen sollen.

Nun fragst Du, was ich erlebt, wie ich hergekommen usw. Das alles liegt schon seltsam weit zurück. Die Erlebnisse nach meiner Verhaftung sind die von Tausenden und inzwischen in Zeitschriften und Büchern schon geschildert. Durch Zufall und einiges persönliches Geschick (z.B. Imitation von epileptischen Anfällen) bin ich bei den obligaten Prügeleien so ziemlich mit heiler Haut weggekommen. Wollte man im Übrigen all die «Scherze» aufzählen, die man mit mir als zurzeit gerade einzigem Juden im Columbia-Haus anstellte, so würde man eine Broschüre damit füllen können. Im Zuchthaus selbst war es im Vergleich zu dieser ersten Zeit recht friedlich, aber die alltäglichen Unannehmlichkeiten, die man gar nicht recht zu schildern vermag, wirken in ihrer ewigen Wiederholung nicht weniger schlimm, und wenn man daran denkt, wieviele Genossen nun schon Jahre in diesem Zustand verbringen und nicht abzusehen ist, wann das enden wird, dann kommt einem das Grauen an.

Gerade eben habe ich einen Brief geschrieben an meinen ehemaligen Zellengenossen, einen Arzt, der noch zwei von seinen vier Jahren zu verbüßen hat. Er schrieb mir, dass die in Luckau noch zu meiner Zeit bestehende Vergünstigung, dass Gefangene nach einem Jahr Schreibmaterial anschaffen durften, nun dort auch aufgehoben sei. Seine spanischen Sprachstudien, die er mit mir zusammen begonnen hatte, kann er mangels spanischer Literatur nicht weitertreiben. Ich werde Dir per Drucksache einen kurzen Bericht von mir schicken, der im Auszug in der Weltbühne erschienen ist, dort wirst Du einen kleinen Einblick in meine Erlebnisse bekommen, und ev. kannst Du es dort wo publizieren. Wo in der Welt man etwas gegen die Barbarei des Dritten Reiches Stimmung machen kann, sollte man es tun. Ich weiss nicht, inwieweit die Riesenpropaganda, die die Nazis in Argentinien und Brasilien betreiben, auch dorthin übergreift und ob Ihr andererseits Möglichkeiten habt, dort etwas zu publizieren, was nach Südamerika hinwirken kann. Es wäre sicher eine wichtige Aufgabe. – Meine Entlassung ging ziemlich reibungslos vor sich. Ich habe mich dann noch 14 Tage, ein wenig illegal, in Berlin aufgehalten und bin dann, da ich noch einen bis 39 gültigen Pass besitze, der versteckt war, recht glatt hierher gelangt. (Auf der Strecke traf ich mich mit unserem Freund Ernst P., der immer noch der alte ist.) Und nun breiten sich alle Übel der Emigration vor mir aus, die mich allerdings nicht überraschen. Wer den Marx/Engels-Briefwechsel kennt, muss ja wissen, wie es in so einer Emigration zugeht. Unser Mobilar usw. hatte ja meine Schwägerin an sich genommen, und mit Mühe und Not konnte ich wenigstens Kleider und Wäsche z.T. herausbekommen und einen

Koffer voll hierherschicken. Die Bücher hat die Gestapo restlos geholt, und alle Materialien, Aufzeichnungen, Arbeit vieler Jahre, hat meine Schwägerin sorgsam vernichtet.

Die materielle Lage hier ist ausserordentlich schwierig. Alle Versuche, etwas zu verdienen oder gar irgendeine Position zu schaffen, scheitern. Zwei bis drei Artikel, jetzt ein Auftrag für 300 Kc., eine kleine Broschüre über die Individualpsychologie zu schreiben, und demnächst ein Vortrag bei Hartwigs Kreis ist alles, was sich seit Juli erreichen liess. Wir erwägen ständig, von hier wegzugehen, aber wo ist es besser? Freunde schreiben zwar, dass in Paris sich ev. eher eine Möglichkeit finden würde, aber so aufs Geradewohl kann ich mich nicht zum Hinfahren entschliessen, zumal ich immer befürchte, ich würde niemals richtig Französisch lernen. Sperber, dem man von mir berichtete, fragte als erstes, ob ich (von der Partei) anerkannt sei, dann könne er mir einige schriftstellerische Arbeit zukommen lassen; als man ihm mitteilte, dass ich anerkannt wäre, liess er natürlich auch nichts von sich hören. Wahrscheinlich hat er selber nichts. Das einzige Angenehme ist hier die Universitätsbibliothek. Anlässlich des Besuches von König Carol hat man viele Emigranten verhaftet, viele abgeschoben. Auch Stefan Szende war verhaftet und ausgewiesen worden, vorläufig ist allerdings die Ausweisung rückgängig gemacht worden. Leider ist ja Eure Situation auch nicht gerade rosig. Materiell wie ideell habe ich mir insbesondere Ottos Stellung ganz anders gedacht. Die ihm freundlich zgedachte Untätigkeit ist doch sein Fall sicher nicht. Dabei wird es wohl mangels geeigneter Literatur auch schwierig sein, die Ruhe für irgendein grösseres Werk auszunutzen? Du scheinst ja trotz allen Schwierigkeiten doch schon ziemlich schnell vermittels Deiner unglaublichen Fähigkeit, Sprachen zu meistern, dort Fuss gefasst zu haben. Hoffentlich bessert sich Dein Gesundheitszustand noch, an und für sich soll das Klima der Stadt wegen der Höhenlage recht gesund sein. Die Gewöhnung an die Lebensverhältnisse wird natürlich weiterhin Schwierigkeiten machen. Wir sind doch gerade in den Fragen der persönlichen Lebenshaltung recht konservativ, und eine so radikale Veränderung ist sicher nicht leicht zu vertragen. Schliesslich werdet Ihr ja doch mal wieder nach Europa kommen. Wenn es zur Zeit auch noch trüb und undurchsichtig ist, so könnte doch ein Sieg der spanischen Revolution alles verändern. Dieser Sieg scheint – wenn der Bürgerkrieg auch noch lange dauern wird – nicht ausgeschlossen. Die so leicht gedachte Eroberung Madrids glückt nicht, die Katalonier rücken jetzt endlich zur Hilfe, und ziemliche Transporte sowjetrussischer Waffen scheinen endlich in ihren Besitz gelangt zu sein. Es wird ja auch Zeit, dass die SU wenigstens ihre eigenen Interessen erkennt. Die Leistungen der katalonischen Syndikalisten sind wirklich ausserordentlich, und unter dem Druck der Notwendigkeiten

lernen sie; alte anarchistische Doktrine fallen von ihnen ab, sie treten in die Regierung ein, sie sind für Dienstpflicht, zentralisierte Armee u.ä., sie lernen wirklich. Möglich, dass wir eine neue Ausdrucksform der Revolution kennenlernen, in der nicht eine Partei, sondern die Gewerkschaften die führende Rolle spielen . . .

Bürgerkrieg in Spanien, Moskauer Prozesse und Exilpolitik

Als jemand, der aus den Zuchthäusern Hitlers gekommen war, musste ich den Leuten, mit denen ich zusammenkam, über meine Erlebnisse berichten: Auch war ich mit der Idee gekommen, dass ich denen, die ich dort zurückgelassen hatte, verpflichtet war, die Welt auf ihr Schicksal aufmerksam zu machen. Ich schrieb für «Die Neue Weltbühne» einen Bericht mit dem Titel «Rüttelt an dem Schlaf der Welt». Er wurde gedruckt und gelesen. Nach einigen Wochen aber teilte ich mit allen politischen Flüchtlingen aller Zeiten die Erfahrung, dass ich von nun an dem Alltag gehörte. Die Zuchthausjahre waren kein Verdienstorden, den man zur Schau tragen konnte.

Die Welt schlief vielleicht gar nicht, sie ging vielmehr ihren eigenen vielfältigen täglichen Geschäften nach; auch ich hatte solche. Die Frage «wovon leben?» stellte sich rasch. Gleichzeitig suchte ich allerdings den Anschluss an die Zeitgeschichte zu finden.

Das Ereignis, das alle anderen überschattete und alle Diskussionen beherrschte, war der Bürgerkrieg in Spanien. Was alle diejenigen, die nicht im blinden Glauben an die kommunistische Parteilinie lebten, am meisten beschäftigte, war der Umstand, dass die Sowjetunion den spanischen Republikanern keine Waffen zukommen liess. Noch ahnten wir nicht, dass wir den Tag verfluchen würden, an dem diese Waffen geschickt wurden. Die Parteigläubigen, denen allerdings auch nicht ganz wohl dabei war, wandten entweder ein, dass die durch Hitler verursachte Kriegsgefahr den Russen nicht erlaubte, Waffen zu schicken, oder aber sie glaubten zu wissen, dass wohl Waffen geliefert würden, dies aber geheim bleiben müsste. Diejenigen, die in der Kritik der russischen Haltung übereinstimmten, waren aber durchaus verschiedener Meinung über die in Spanien zu befolgende Politik. Wer sollte in Spanien mit wem zusammenarbeiten? Man war für oder gegen Volksfront oder stritt darüber, wer ihr zugehören sollte. Mitglieder der verschiedenen Gruppierungen, die sich nach Spanien begeben hatten, schrieben darüber Briefe an ihre Freunde. Kurt Landau, dessen «Funken»-Gruppe ich mich 1933 angeschlossen hatte, war von Paris gleich nach Ausbruch des Bürgerkrieges nach Barcelona gegangen und hatte sich dort der POUM² angeschlossen. Ich kannte Land-

au nicht persönlich, aber meldete mich gleich von Prag aus mit einem Brief bei ihm, in dem ich sehr naiv schrieb, dass, wenn nur erst der Krieg in Spanien von den Republikanern gewonnen wäre, alles Weitere sich schon finden würde. Von den politischen Problemen Spaniens und von den Ideologien und Zielen, die die verschiedenen Parteien im republikanischen Lager voneinander trennten, hatte ich noch keine Ahnung. So erhielt ich auch eine sehr energische Zurechtweisung. Landau war der Auffassung, dass Franco nur unter der Fahne der proletarischen Revolution besiegt werden könnte. Nur als eigenständige Kraft würde die Arbeiterklasse ihre volle Stärke entfalten können, die kleinbürgerlichen Republikaner wären aus sozialen und ökonomischen Gründen zu einem entschiedenen Kampf gegen Franco nicht imstande.

Bald nach meiner Ankunft in Prag änderte sich das politische Bild durch ein anderes, unvorhergesehenes Ereignis. Im August 1936 standen Sinowjew, Kamenew, Smirnow und andere vor dem Moskauer Tribunal und wurden zum Tode verurteilt. Wenige Monate später, im Januar 1937, folgte dann der zweite Prozess mit Radek und Pjatakow als Hauptangeklagten. Die politischen Handlungen Stalins, denen wir ablehnend gegenüberstanden, konnten nun nicht länger als blosse «Fehler» angesehen werden. Mit der Hinrichtung der alten Bolschewiki, der Männer, die bei der Machtübernahme im Jahre 1917 eine erste Rolle gespielt hatten und Mitglieder des Leninschen Zentralkomitees gewesen waren, hatte Stalin in unseren Augen mit der Revolution selbst gebrochen. Das Schlimmste aber waren die sinnlosen Beschuldigungen und die wahnsinnigen «Geständnisse», die zu den Urteilen geführt hatten. Hier hatte die Revolution nicht nur ihre Kinder verzehrt, sie hatte sie auch entehrt. Wären sie wegen einer Opposition zum Regime Stalins verurteilt worden, so wäre wenigstens ein Machtkampf mit offenem Visier ausgetragen worden, zu dem auch eine offene Stellungnahme für die eine oder andere Seite möglich gewesen wäre. Die Art der Prozesse machte eine solche Auseinandersetzung unmöglich. Wer jetzt noch für die Sowjetunion eintreten wollte, der musste die Geständnisse als wahr bezeichnen und die Urteile als gerecht. Unter den Parteimitgliedern, die in Prag Zuflucht gesucht hatten, gab es Einfältige und Gläubige, die Anklagen und Geständnissen glaubten, wie Menschen in anderen Zeiten an Teufelaustreibungen und Geständnisse von Hexen geglaubt hatten. Unerträglich aber waren die «Wahrheitsbeweise», die Intellektuelle aller Art zugunsten der Ankläger herbeischleppten. «Die Neue Weltbühne» wurde der Platz, wo alle Rechtsfertigungen Stalins abgeladen wurden. Diese Zeitschrift, die als Fortführung der zuletzt in Berlin von Carl von Ossietzky geleiteten «Weltbühne» in Prag erschien, war anfangs von Willi Schlamm redigiert worden. Letzterer war ein oppositioneller Kommunist gewesen, von dem seine Freun-

de sagten, er sei bereit, für einen stilistisch gut gelungenen Satz alle Auffassungen aufzugeben. (Was er später tat, aber wohl aus anderen als stilistischen Gründen.) Mit gutem Stil alleine aber war eine Emigrationszeitung nicht am Leben zu erhalten. Die Zeitschrift geriet in die Hände von Hermann Budzislawski, einem stalinistischen Agenten, geschickten Journalisten, der sich als demokratischer, parteiloser Biedermann zu geben verstand. «Die Neue Weltbühne» wurde so zu jenem Blatt, in dem man mit dem Gehabe eines kritischen und unabhängigen Beobachters die Wahrscheinlichkeit der Moskauer Geständnisse darlegte. Der Philosoph Ernst Bloch stellte seinen prophetischen Stil für diesen Zweck zur Verfügung. Seine Rechtfertigungsversuche der Moskauer Prozesse hinterliessen bei mir einen so üblen Geschmack, dass ich mich weigerte, je wieder etwas von ihm zu lesen, auch dann, als er später dem kommunistischen Regime Ostdeutschlands entfloh und als Prophet der Hoffnung berühmt wurde.

Innerhalb der verschiedenen linken politischen Gruppierungen ausserhalb der KP verschärfte sich jetzt die Auseinandersetzung über die Einschätzung der Sowjetunion. In der SAP3 gab es zwei Gruppierungen – rechten und linken Flügel nannte man das damals – die eine, durch Jakob Walcher repräsentiert, versuchte eine «kritische Verteidigung» der Russen; die andere, zu der Paul Frölich gehörte, distanzierte sich zunehmend von ihnen. In Prag wurde die erstere durch Erna Lang, die andere durch Stefan Szende vertreten. Später entschied zunehmend der persönliche Charakter über den Weg der Einzelnen, und die zeitweiligen Gruppierungen und Richtungen verloren alle Bedeutung. Für die «Funkengruppe» gab Kurt Landau die Parole «ein neues Zimmerwald»⁴ heraus, was bedeutete, dass für ihn und seine Freunde die III. Internationale ihre Rolle ausgespielt hatte und eine neue Sammlung im sozialistisch-revolutionären Lager stattfinden sollte.

Angesichts der Moskauer Prozesse und der daraus folgenden neuen Einschätzung der Sowjetunion wandte sich Landau an andere Gruppen, um sie für eine Zusammenarbeit für eine solche neue Sammlung zu bewegen, aber schon der Ton seines nachstehend wiedergegebenen Briefes an Heinrich Brandler und die KPO⁵ zeigte an, dass es ihm mehr darum ging, die Überlegenheit der eigenen Linie darzutun, als eine Gemeinsamkeit herzustellen, die auch kaum herzustellen war. Die Brandlerianer verteidigten tatsächlich die ersten beiden Moskauer Hexenprozesse, wohl einfach deswegen, weil Trotzki, gegen den sich die Prozesse ja richteten, wie die Hauptangeklagten zu den sogenannten linken Fraktionen in der Komintern gehörte, mit denen die Brandlerianer verfeindet waren. Erst als im dritten Moskauer Prozess der rechte Parteiflügel mit Bucharin an der Spitze in den Tod geschickt wurde, erhoben auch sie ihre Stimme gegen Stalins Hexenprozess.

An Heinrich Brandler
Paris

La Ciotat, den 30. August 1936

Werter Gen. Brandler,

Unsere Pariser Gruppe wird sich in den nächsten Tagen an Eure Gruppe mit dem Ersuchen wenden, an einer Besprechung teilzunehmen, die am 8. September in Paris stattfinden wird und alle revolutionären Gruppen umfassen soll, um zu der neuen Lage in Russland Stellung zu nehmen.

Ich habe meine Genossen ersucht, diese Einladung an Euch zu richten, obgleich ich Euren Standpunkt in der russischen Frage kenne, aber ich halte es für ausgeschlossen, dass Ihr die thermidorianischen Akte in der Sowjetrepublik billigen könnt, eben weil ich weiss, dass Ihr der russischen Revolution tief ergeben seid und für ihren Bestand und endgültigen Sieg kämpft.

Kann man die thermidorianischen Akte, die sich jetzt in der USSR vollziehen und die zweifellos die innere Kraft der russischen Revolution schwächen werden, mit dem billigen Schlagwort verteidigen: «Die Revolution verteidigt sich?» Wer hat die Revolution angegriffen? Jene, die seit 2 Jahren im Gefängnis sassen und zur absoluten Aktionsunfähigkeit verurteilt waren, jene, die bereits Jahre vorher nicht einmal wagten, oppositionelle Dokumente zu lesen, die sich moralisch vor Gericht opferten, nur um nicht der Sowjetunion zu schaden; wer schadet ihr: die Opposition oder Stalin, der die Leninsche Garde niedermetzelt?

Oder gibt es unter Euch einen Genossen, vielleicht den Genossen Leo, der auch nur eine einzige der Beschuldigungen für wahr hält, die die GPU den Angeklagten aufzwang und die sie gehorsam wiederholten, nicht aus Feigheit, nicht um das armselige Leben zu retten, sondern in der Hoffnung, ihre Vernichtung zu verhindern, eine Vernichtung, die die fortgeschrittenen Schichten des russischen Proletariats, vor allem die Sowjetjugend in Leningrad, Charkov, Moskau und anderen Städten zur Verzweiflung und zu unbesonnenen Handlungen hinreissen konnte? Wenn es unter Euch Genossen gibt, die die Anklage von Moskau auch nur in Teilen für wahr halten, dann bitte ich Euch, zu dieser Konferenz zu kommen und dies dort offen zu sagen. Ich werde Euch dann an dem Beispiel unseres eigenen jungen Genossen Valentin Olberg, eines Genossen, den ich politisch jahrelang erzogen habe und mit dem ich freundschaftlich verbunden war, beweisen können, wie ungeheuerlich gefälscht worden ist.

Wenn ich mir gestatte, mich persönlich an Dich zu wenden, obgleich wir politisch niemals im gleichen Lager gestanden haben, obgleich ich Euch politisch seit 1922 bekämpfe, so deswegen, weil ich Euch in den drei Jahren Emigration bewiesen habe, dass ich Euch mit

völliger Loyalität gegenüberstehe und dass ich gegen Euch keinerlei persönliche Gehässigkeit, die den Kampf der Richtungen so oft vergiftet, an den Tag gelegt habe. Aber auch politische Gründe veranlassen mich zu diesem Schritt. Drei Grundfragen sind es gegenwärtig, die die Kommunisten in Revolutionäre und Opportunisten scheiden und die die alten Grenzen zwischen den Gruppen auflockern: erstens die Frage des Krieges, zweitens die Frage der Volksfront und drittens die russische Frage. In den beiden ersten Fragen stehen wir und Ihr, trotz ernster Differenzen, auf dem Boden des proletarischen Internationalismus gegen jeden Burgfrieden, für die proletarische Revolution gegen jeden Block mit der liberalen Bourgeoisie. So bleibt die russische Frage. Aber auch hier gibt es wichtige gemeinsame Punkte. Ihr und wir sind bedingungslose Verteidiger der Oktoberrevolution. Ihr und wir lehnen eine neue Partei und eine neue Internationale ab. Was uns aber trennt, das ist, dass Ihr die Stalinsche Generallinie für richtig, wir aber für falsch halten. Nicht diese Frage aber ist gegenwärtig ausschlaggebend; ausschlaggebend ist in der russischen Frage ein einziger, folgenschwerer Punkt: Seid Ihr bereit, den bürokratischen Terror gegen die russische Partei zu billigen, seid Ihr bereit, diese Massaker an unschuldigen Genossen, diese ungeheuerliche Diffamierung der alten Leninschen Garde zu billigen oder auch nur durch Stillschweigen zu decken?

Ich kann es nicht glauben und will es nicht glauben, bevor ich mich nicht davon überzeugt habe, dass Ihr auch in dieser tragischen Situation, an diesem Wendepunkt der russischen Revolution auf der Seite Stalins steht.

Ihr werdet wissen, dass es kein Zufall ist, dass Stalin in diese fürchterliche Polizeikomödie auch deutsche Genossen, darunter meinen jungen Freund und Genossen Valentin Olberg, hineingezogen hat. Ich weiss, dass der Schlag nicht ausgerechnet unserer kleinen Gruppe gilt, er zielt unvergleichlich weiter. Er ist gegen die revolutionäre Opposition in Deutschland gerichtet, die den Kampf für die proletarische Revolution nicht aufgeben will, gegen alle revolutionären Elemente des deutschen Kommunismus, die an die Tradition von Spartakus, an den Lehren ihrer eigenen proletarischen Revolution festhalten und die dadurch in Gegensatz zum neuen Kurs Stalins gekommen sind. Um diese proletarische Opposition moralisch und politisch zu diffamieren, werden deutsche Revolutionäre, unter ihnen unser Genosse, als «Agenten Hitlers» diffamiert.

Werdet Ihr aus falscher Furcht, der russischen Revolution zu schaden, Eure eigenen Traditionen von Spartakus, Eure eigenen Hoffnungen auf die zur proletarischen Revolution vorwärtsdrängenden deutschen Kommunisten im Stiche lassen?

Ich hoffe, Genosse Brandler, dass Ihr an dieser Besprechung am 8.

September teilnehmen werdet, dass Ihr Euch in dieser tragischen Situation nicht von Euren berechtigten oder unberechtigten Erinnerungen an alles, was Euch Sinoviev, Trotzky oder die gewesenen Führer der Deutschen Linken, wie Maslow, angetan haben, leiten lassen werdet, sondern dass Ihr Eure Haltung bestimmen werdet auf Grund der politischen Notwendigkeiten, die jetzt vor allen Internationalisten und Revolutionären stehen.

Mit kommunistischem Gruss

Kurt Landau

Seit dem ersten Moskauer Prozess jedoch hatten alle linken Gruppierungen – gleichgültig ob Brandlerianer, Trotzlisten oder andere – damit zu rechnen, als «trotzkistische» Gestapoagenten von den Stalinisten denunziert zu werden. So erscheint 1936 in Prag in der angesehenen liberalen Zeitung «Lidove Noviny» ein Artikel über die Arbeit der Gestapo in Prag, in dem behauptet wurde, dass die Agenten der Gestapo in den trotzkistischen Kreisen zu finden seien, und eine Anzahl deutscher Flüchtlinge wurden namentlich als solche angeführt. Stalins Agenten fanden stets das Ohr bürgerlicher Persönlichkeiten für ihre Verleumdungen. Als später Hitlers Truppen in Prag einmarschierten und die britische Botschaft bereit war, die deutschen Emigranten in ihrem Flugzeug mitzunehmen, wurde ihr eine Liste von «Hitler-Agenten» zugespielt, die die Namen fast sämtlicher Mitglieder linker Gruppierungen der deutschen Emigration enthielt, und erst im allerletzten Moment gelang es, die Engländer von dem wahren Charakter dieser Liste zu überzeugen.

Es war nicht leicht, in Prag zu existieren, obwohl sehr viel für die Flüchtlinge getan wurde, insbesondere von Seiten der Gewerkschaften. Eine eigene Einkommensquelle zu finden, war dagegen ausserordentlich schwierig, zumal niemand Tschechisch sprach und auch nicht lernte, weil man ja mit der deutschen Sprache – insbesondere in den Kreisen jüdischer Intellektueller – auskommen konnte. Am schlechtesten ging es den nicht zur Führungsgruppe gehörenden Mitgliedern der Kommunistischen Partei. Diese erhielten nur ein kleines Taschengeld und waren am Rande der Stadt in einem alten Fabrikgebäude untergebracht, wo sie auch aus einer Gemeinschaftsküche verpflegt wurden.⁶ Ich war zwar weder offiziell aus der Partei ausgetreten noch aus ihr ausgeschlossen worden, wandte mich aber um Hilfe an Kurt Grossmann, der in Berlin Generalsekretär der Deutschen Liga für Menschenrechte gewesen war und der ein Komitee für demokratische Flüchtlingshilfe ins Leben gerufen hatte. Ich kannte Grossmann recht gut aus meiner Zeit im Anti-Kriegsmuseum und

hatte mit ihm in verschiedenen Polizei und Justiz betreffenden Fällen zusammengearbeitet. Grossmann nahm sich vor allem aller derjenigen politischen Flüchtlinge an, die weder der SPD noch der KPD angehörten. Als Frieda in Prag angekommen war, hatte Grossmann sie zu einer jüdischen Familie im Sudetenland zur Erholung geschickt. Allerdings versäumte er nie, wenn sie ihn einmal traf, zu sagen: «Na, habe ich Sie nicht damals zur Erholung geschickt?» Eifrig wie er war im Organisieren und Helfen, hatte er die Fehler mancher berufsmässigen Helfer. Der Schriftsteller Kurt Hiller, der ein böses Maul hatte und auch kein gerade angenehmer Zeitgenosse war, hatte ihn «Grossmann, Menschenrechte en gros und en detail» genannt. Wir ahnten damals noch nicht, wie bald die Prager, die ihm das Geld für die Unterstützung der deutschen politischen Flüchtlinge gaben, Opfer Hitlers werden sollten.

Ein überparteilicher Zusammenschluss, der nicht von den Kommunisten gelenkt wurde, war der Verband der emigrierten deutschen Lehrer, dem sich auch Fürsorger und sonstige in den pädagogischen Bereich gehörige Personen anschlossen. Die Prager Gruppe wählte den Musikpädagogen Kestenberg, der im preussischen Kultusministerium für Kirchenmusik zuständig gewesen war, als ihren Vorsitzenden. Die KPD war hier durch den aus Thüringen stammenden Lehrer Zimmermann vertreten, der aber bald darauf wegen Abweichung von der Linie aus der Partei ausgeschlossen wurde. Ein anderes Parteimitglied war der Jugendfürsorger Erich Sz., der aus der Freien Jugend stammte und mit mir in der Sozialarbeiterausbildung gewesen war. Er war ein fanatischer Stalinist geworden, besass aber nicht die Fähigkeit, der Partei Einfluss zu verschaffen. Mit beiden sollte ich in Frankreich unangenehme Erfahrungen machen.

Die Freundin Kafkas

Zunächst hatte ich also bei Milena Unterkunft gefunden und unternahm von hier aus die notwendigen Besuche bei Behörden, Komitees und Bekannten. Milena war die Tochter eines berühmten Arztes, eines konservativen und autoritären Mannes. Vater und Tochter verband eine Hass-Liebe. Milena war eine begabte Schriftstellerin und Journalistin. Sie war aus dem liberalen literarischen Milieu zur Kommunistischen Partei gekommen. Verheiratet mit einem bekannten Architekten, zog sie sich bei der Geburt ihrer Tochter eine Blutvergiftung zu und lag mit einer Bein thrombose ein Jahr hindurch unter grossen Schmerzen im Krankenhaus. Ihr Vater, der es nicht ertrug, sie leiden zu sehen, verabreichte ihr in dieser Zeit grosse Mengen Morphium. Aus der grossen schlanken und eleganten Erscheinung, die frühere Bilder zeigten, war, als sie das Krankenhaus verliess,

eine hinkende Invalidin mit aufgeschwemmtem Gesicht und eine Morphiumistin geworden. Die Ehe ging darüber zugrunde, und das Morphium musste nun auch die psychischen Schmerzen lindern helfen. Frieda oder Milenas Tochter mussten mit abgelaufenen ärztlichen Verordnungen in immer wieder andere Apotheken laufen, um das ersehnte Gift zu erstehen.

Milena leitete die Redaktion der kommunistischen Zeitschrift ‚Tvorba‘, hatte aber, als ich ankam, bereits innerlich mit der Partei gebrochen, und Führer der ausgeschlossenen Parteioption wie Kalandra und Josef Guttmann wurden abends auf ein verabredetes Klopfzeichen eingelassen. Manchen Oppositionellen verhalf sie zu einem Honorar, indem sie sie Artikel unter einem Pseudonym schreiben liess. Bald wurde aber auch sie aus der Partei ausgeschlossen. Als sie später von den Nazis im Konzentrationslager Ravensbrück, wo sie heldenhaften Widerstand leistete, in den Tod getrieben wurde, drangsalierten sie dort die ehemaligen Parteigenossen bis in die Todesstunde hinein. Ich lernte sie im Zustand innerer Zerrissenheit und äusserer Vernachlässigung kennen. Frieda hatte alle Mühe, mit dem Geld, das nach dem Kauf von Morphium übrigblieb, den Haushalt zu führen. In dieser Atmosphäre kam es schliesslich zu jenem Zusammenstoss, von dem im Brief an Alice Rühle berichtet wurde.

Teils weil Frieda am Ende ihrer Widerstandsfähigkeit war, teils wohl auch weil ich als mittelloser Emigrant glaubte, die Würde wahren zu müssen, erklärte ich Milena nach diesem Zwischenfall, dass wir sofort auszögen. Wir packten unsere Koffer und erschienen am Abend bei den Szendes. Stefan und seine Frau Erzsi wohnten in einem kleinen möblierten Zimmer, in dem ein Bett und ein Sofa standen. Beide stimmten sofort zu, dass wir das Sofa belegen durften. Sie waren erfahrene Emigranten; denn sie stammten aus Ungarn und waren nun schon zum zweitenmal im Exil. An jenem Tag war einmal wieder kein Geld im Hause, und Erzsi bereitete zum Abendbrot Pudding aus Gries und Kaffeesatz.

Zuhause – in Prag

Schon am nächsten Tag fanden wir in der Madriskaaia in einem eben fertig gestellten Neubau ein Mansardenzimmer mit Kochnische und Bad im 6. Stockwerk. Es gab einen Fahrstuhl, zu dessen Bedienung eine Münze eingeworfen werden musste, und wir benutzten ihn nur einmal, als wir Besuch aus Deutschland erhielten. Die erste Frage für uns war, wie diese Wohnung mit den notwendigsten Gegenständen möbliert werden konnte. Glücklicherweise verliess gerade der Psychoanalytiker Fenichel Prag, um in die USA zu reisen. Er hinterliess eine abgenutzte Matratze, so dass wir ein Nachtlager hatten, auf dem wir allerdings auf den vorigen Benut-

zer fluchten, der mit seiner ziemlich gewichtigen Person die Matratze in der Mitte tief heruntergedrückt hatte. Ausserdem hatte sich ein schwerer eichener Küchentisch eingefunden, der fast das halbe Zimmer einnahm. Ich hatte in diesen Tagen meinen ersten Auftrag einer Zeitschrift und brauchte dringend einen Stuhl, um mich der Schreibmaschine bedienen zu können. Frieda löste das Problem kurzfristig, indem sie aus dem Krämerladen an der nächsten Ecke eine hölzerne Zuckerkiste mitbrachte, die hochgestellt die Benutzung der Schreibmaschine erlaubte. Ich sass auf der Kiste und tippte fröhlich drauf los, als es läutete und der Hauswirt eintrat, der sehen wollte, wie die neuen Mieter – ich hatte mich bei ihm als Journalist für Schweizer Blätter vorgestellt – sich eingerichtet hätten. Vor Schreck machte ich eine heftige Bewegung, bei der die Kiste unter mir zusammenbrach. Ich erhob mich verlegen und stotterte etwas von noch nicht nachgekommenen Möbeln. Bald darauf erhielten wir von dem jüdischen Hilfskomitee die Adresse einer Familie, die ein grosses Bett zu vergeben hatte. Frohgemut gingen wir los, um es abzuholen. In einer vornehmen Wohngegend empfing uns ein Dienstmädchen, das mit uns in den Keller ging, wo wir das Bett in Empfang nahmen. Das Bett war schwer, und es war ein drückend heisser Tag, obendrein war der Weg lang. Wir stöhnten und schwitzten. Auf einer Brücke ruhten wir aus und lehnten das Bett an das Geländer. Frieda benutzte die Ruhepause, um das Bett näher zu betrachten. Plötzlich stiess sie einen Schrei aus, der nichts Gutes ahnen liess. Sie hatte entdeckt, dass das Bett bereits von anderen Lebewesen bewohnt war. Es wimmelte in allen Ritzen von Wanzen. Jetzt war nur die Frage, wie dieses Danaergeschenk wieder loswerden? Wir trugen unsere Last eine Weile weiter, bis wir zu einem Haus mit einer grossen Eingangshalle kamen. Hier stellten wir das Bett ab und verschwand schleunigst um die nächste Ecke. Glücklicherweise kam in den nächsten Tagen ein Brief von Alice Rühle an ihren Bruder mit der Anweisung, dass er uns ihre Möbel leihen sollte. So waren wir nun gut genug eingerichtet, um den Hauswirt empfangen zu können. Wir benötigten nicht einmal Fenichels Matratze, die sich allerdings noch als nützlich erwies, als Szendes nach Schweden abreisten und ihr Zimmer noch vor dem Abreisetermin aufgaben, um nicht für den ganzen Monat die Miete zahlen zu müssen, und Erzsi bei uns übernachtete.

Es war ja gut, eine Wohnung zu haben, sie musste aber auch bezahlt werden, und der Mensch lebt nicht vom Wohnen allein. Kurt Grossmanns Zuschuss war eben nur ein solcher. Ohne Zweifel verdankte die politische Emigration ihr Überleben grossenteils den Frauen. Frieda fand ziemlich rasch eine Arbeit: Die Reinigung eines Anwaltsbüros und der zugehörigen Wohnung. Da die Reinigung vor dem Beginn der Bürostunde fertig sein musste und wir ziemlich weit ab vom Wenzelsplatz wohn-

ten, wo das Büro war, musste sie die Wohnung am frühen Morgen verlassen, denn das Geld für die Strassenbahn sollte eingespart werden.

Nach und nach machte ich Bekanntschaften, die es mir ermöglichten, hie und da Zeitschriften einen Beitrag zu verkaufen. Sogar vom «Prager Tageblatt» und der Exilzeitschrift der KPD konnte ich Aufträge erhalten. Die Partei hatte ihr Exilorgan «Deutsche Volkszeitung» getauft – Volksfront war ja jetzt die Parole. Der Chefredakteur war Lex Ende, ein intelligenter Journalist. Er war zwar als ehemaliger «Versöhnler»⁷ für die Parteiführung nicht ganz stubenrein, aber man brauchte ihn, und er war genügend anpassungsfähig und tröstete sich wohl auch damit, dass jetzt der ultralinke Kurs verlassen worden war, unter dem die Sozialdemokraten Sozialfaschisten genannt und als Hauptfeind bezeichnet worden waren, wodurch eine Einheitsfront der Arbeiterklasse gegen Hitler vereitelt wurde. Ende war zufrieden, von mir einige Artikel zu erhalten, die nicht im Parteijargon geschrieben waren und sich auf Themen bezogen, wie die Entwicklung der Jugendkriminalität in Hitlerdeutschland, über die sonst niemand schrieb.

Ich hatte auch die Absicht, für die Zeitschrift des Internationalen Freidenkerverbandes zu schreiben, die Professor Theodor Hartwig in Brünn herausgab. Man sagte mir, dass er an einem bestimmten Wochentag zu einer bestimmten Stunde im Café Elektra in Prag zu sprechen wäre. Ich hatte mich bereits daran gewöhnt, dass man Leute, die man sprechen wollte, nicht in ihrer Wohnung aufsuchte, sondern im CafS und dass Leute mit Namen einen Empfangstag in ihrem Stammcafé hatten. Hartwig setzte mir auseinander, dass ein Freidenker in Prag nicht leben könnte; die Stadt, die Altstadt insbesondere, habe eine unheimliche Atmosphäre, man könnte glauben, jeden Moment die Schritte des Golems zu vernehmen.

Es war diese besondere Atmosphäre Prags, derentwegen ich die Stadt lieben lernte. In den verschachtelten Gassen der Altstadt konnte man die Gegenwart vergessen, was dann auch oft dazu führte, dass ich auf meinem Weg von und zu der Universitätsbibliothek in die falsche Gasse einbog.

Die unfreiwillig gewonnene Freizeit erlaubte mir, mich in der Bibliothek im Lesestoff einzugraben.

Vermochte so Prag in mannigfacher Weise Emigranten in seinen Bann zu ziehen und die Umwelt vergessen zu lassen, so brach die Realität doch immer wieder durch: In Berlin sass das böse Tier zum Sprung bereit. Die Berichte, die Erich Rätzke von Zeit zu Zeit in Buchrücken eingeklebt sandte, gaben keinen Trost, vielmehr Warnung. Tröstlich waren nur die Geldscheine, die mein Onkel Dr. Ehrlich mit in die Bücher einkleben liess. Einmal erschienen er und meine Tante sogar zu Besuch in Prag. Sie kehrten nach Berlin zurück, noch sah niemand den Massenmord an den Juden voraus, und sie ahnten nicht den baldigen Tod.

Eines Tages erschien Erich Egerland, der unserer anarchistischen Jugendgruppe angehört hatte, als Emissär des illegalen Parteiapparates, um nach einigen Tagen nach Deutschland zurückzukehren – auch er ging in den Tod. Von unserer Erregung darüber, dass die Sowjetunion den spanischen Republikanern nicht zur Hilfe kam, wollte er nichts wissen; um heimzukehren, bedurfte er des reinen Glaubens. Enthusiastisch erzählte er uns, dass er in der deutschen Radiosendung aus Moskau die Stimme unseres alten Freundes aus der Freien Jugend, Rudolf Fischer, erkannt hatte und ihm von Prag aus geschrieben hätte.

Meinen Luckauer Zellengenossen Dr. Erwin Müller hatte ich in Prag nicht vergessen. Einer der Freunde Milenas war Kurt Beer. Er hatte Medizin studiert, widmete sich aber ganz der Schriftstellerei für die Partei und arbeitete an einer Geschichte Spaniens, die den historischen Hintergrund des Bürgerkrieges darstellen sollte. Unter seinem Namen schrieb ich an Erwin in Luckau und kleidete alle Mitteilungen in einen medizinischen Jargon, um dem Zensor den Eindruck zu geben, zwei Fachkollegen schrieben einander über Fachprobleme. Mitteilungen über die spanische Fliege betrafen den Krieg in Spanien.

Hin und wieder besuchten wir das Massenquartier der KPD-Emigranten, wo auch eine Reihe SAPler und Parteilose untergebracht waren. Hier trafen wir einen ehemaligen Angehörigen der Freien Jugend, Erich Sz., mit seiner Frau sowie Eugen Betzer, einst einer der führenden Leute in der anarcho-syndikalistischen Jugend. Sie waren jetzt eifrige und gläubige Parteimitglieder. Erst in dieser Massenunterkunft kam einem das Elend der Emigration so recht zu Bewusstsein. Ein Haufen von Menschen hockte hier miteinander, die nichts Rechtes mit sich anzufangen wussten, sich gegenseitig im Wege waren, von der Partei mit allerlei Scheinaktivitäten in Gang gehalten und gleichzeitig auf jedes Wort hin beobachtet wurden.

Es gab Tage, an denen das Leben normal erschien und an denen die Schönheit der Stadt uns umgarnte. Immer wieder aber kamen Ereignisse, die uns unsere Lage ins Gedächtnis zurückriefen. Irgendeines Staatsbesuchs wegen wurden eine Anzahl Emigranten «vorsorglich» verhaftet, und der eine oder andere wurde sogar ausgewiesen. Die Prager Behörden erwiesen sich zwar im Allgemeinen als nicht unfreundlich, und Parteien und Gewerkschaften waren hilfsbereit, aber immer dringlicher wurde die Frage, wie lange die Behörden in Prag noch ihr eigener Herr sein würden? Der Druck von Norden her nahm ständig zu. Die Sudetendeutschen waren ein Instrument dieses Druckes und traten immer offener als Feinde des Staates auf. Einige Glückliche erhielten ein Visum für die USA und verabschiedeten sich. Wir (und manche andere auch) fragten bei Rühles in Mexiko an, ob sie uns zu Visa verhelfen könnten, ehe sich hier die Falle schloss. Otto und Alice aber hatten genug zu tun, sich am Leben zu er-

halten, und hatten keinen Einfluss auf die Einwanderungspolitik der Regierung, die keine Flüchtlinge mehr einlassen wollte. In England, so erfuhren wir, konnten Frauen Einreise- und Arbeitserlaubnis als Hausangestellte erhalten, und eines Tages gaben uns Bekannte die Adresse einer jüdischen Emigrantenfamilie in Manchester, die eine Aufsicht für ihre Kinder suchte, da sie ausser Haus arbeiteten. Frieda schrieb an sie. Sie erklärten sich bereit, die Reise zu finanzieren, und besorgten die Arbeitserlaubnis. Inzwischen hatte ich Kontakt mit Günther Reimann, dem ehemaligen Wirtschaftsredakteur der «Roten Fahne», bekommen, der in England Zuflucht gefunden hatte. Günther, der eine grosse Fähigkeit hatte, Beziehungen anzuknüpfen, und auch immer hilfsbereit war, sandte mir den Brief eines Londoner Stadtrates der Labour Party, der mich einlud, nach London zu kommen und an der «School of Economics» zu studieren. Die Prager Behörden, immer erfreut über jeden Flüchtling, der ausreiste, versahen uns mit einem Reisepass, der nur für die Ausreise gültig war. So standen wir eines Tages auf dem Perron des Bahnhofs, um in den Zug nach Paris zu steigen, und schüttelten die Hände derer, die blieben.

Abschied von Mitteleuropa

Über Zürich nach England

Der Zug fuhr durch Österreich der Schweizer Grenze entgegen. Erst jetzt hatten wir das Gefühl, endgültig ins Exil zu reisen. Wir verliessen Mitteleuropa und den deutschen Sprachraum. Gewiss, in Prag hatte es Leute gegeben, die nicht Deutsch sprechen wollten, und solche, die es nicht sprechen konnten, aber der Gebrauch der deutschen Sprache ergab kaum Schwierigkeiten im täglichen Leben, und im intellektuellen Milieu der Prager Juden, wo man den deutschen Flüchtlingen viel Anteilnahme entgegenbrachte, sprach man Deutsch. Es war uns bewusst, dass Frankreich und England schon einer anderen Welt angehörten, und dieses Bewusstsein bedrückte uns. An der Schweizer Grenze betrachtete der Polizist unser Reisepapier mit Verwunderung und Misstrauen und fragte nach dem Wohin. Dass wir Fahrkarten nach Paris und London hatten, beruhigte ihn. Er entschied: «Wir werden Sie durchreisen lassen, aber Sie dürfen unter keinen Umständen in der Schweiz den Zug verlassen.» Erleichtert nahmen wir unsere Plätze wieder ein.

Es war Abend, als wir in Zürich eintrafen, und wir dachten mit Schrecken an eine zweite Nacht im Zuge. Wir hatten das Gefühl völliger Erschöpfung. Es war aber wohl nicht nur die lange Zugreise, die diese herbeigeführt hatte. Die Furcht, an der Grenze der Schweiz zurückgewiesen zu werden, hatte sicher dazu beigetragen. So beschlossen wir, trotz der Anweisung des Grenzpolizisten in Zürich auszusteigen und dort zu übernachten. Was aber, wenn er Anweisung gegeben hatte, uns zu überwachen? Wir stiegen aus und schauten uns vorsichtig um. Niemand Verdächtiges war zu sehen, so verliessen wir hastig mit unseren Koffern den Bahnsteig. Wenige Minuten später lagen wir in den enormen Betten eines grossen altmodischen Zimmers einer Privatpension in tiefem Schlaf. Den nächsten Tag verbrachten wir in Zürich, dessen Sauberkeit uns überwältigend erschien, und genossen noch einmal die Möglichkeit, Deutsch zu sprechen. Am folgenden Tag verliessen wir den Zug in Paris.

Frieda reiste nach England weiter, während ich einige Tage in Paris verbrachte, um die Mitglieder der Funken-Gruppe kennenzulernen und mit ihnen die politische Lage zu diskutieren. Danach nahm auch ich den

Zug nach Calais, um dort die Fähre zu besteigen. Der Weiterfahrt nach London stellte sich jedoch ein unerwartetes Hindernis entgegen.

In Dover wurde ich vom Einwanderungsdienst in Empfang genommen und peinlichst nach woher, wohin, warum befragt. Das Gepäck wurde in allen Einzelheiten durchsucht. Ich wies die Einladung des Londoner Stadtrates vor und erklärte meine Absicht, an der «London School of Economics» zu studieren. Das alles machte jedoch wenig Eindruck. Offensichtlich stand ich unter dem Verdacht, mir in England Arbeit suchen zu wollen, und als man in meinem Gepäck die Annonce einer Musikschule fand, wurde dieser Fund dahin interpretiert, dass ich mich bei dieser Schule um Arbeit bewerben wollte. Die Wahrheit war, dass mein Onkel Dr. Ehrlich mir die Adresse gegeben hatte, weil die Leiterin der Schule eine entfernte Verwandte war, die ich aufsuchen sollte. Meine in gebrochenem Englisch vorgebrachten Argumente waren vergeblich, und bald sass ich wieder auf der Fähre nach Calais und im Zug nach Paris. Als ich Jahre später Friedrich Pollock davon erzählte, meinte er: «Das haben Sie damals falsch angestellt. Ich fuhr 1. Klasse Schlafwagen herüber und wurde nicht einmal vor London aufgeweckt; der Schaffner erledigte die Formalitäten.»

In Paris gestrandet

Jetzt fuhr ich wirklich ins völlig Ungewisse hinein. Wo ich in Paris bleiben und was ich dort anfangen würde, wusste ich nicht. Obendrein war ich nun auch noch von Frieda getrennt. Angst vor dem Unbekannten, für das man nicht planen konnte, lag mir schwer auf der Brust.

Mit der Rückkehr nach Paris begann dann auch eigentlich erst jenes Emigrantendasein, von dem es in dem Klagelied Max Hermann-Neisses hiess:

«Immer wieder wie auf Abbruch wohnen,
zwischen Koffern, die man nie ganz leert,
in Hotels und billigen Pensionen,
wo das Herz vor Heimweh sich verzehrt
(...)
Plötzlich wirst Du es nicht mehr ertragen
und an irgendeinem Zufallsort
Dich noch einmal festzusetzen wagen,
so als jagte nichts Dich fürder fort,
wirst Du ein paar leere Zimmer mieten,
auf dem Trödelmarkt erteilschter Tand
soll Dir einen Schein der Bleibe bieten,
mit dem Bild der Heimat an der Wand,
(...))»

Von der «Gare du Nord» aus suchte ich Hans Sch. auf, der mit einer zur Funken-Gruppe gestossenen Heideggerschülerin, die Aga genannt wurde, in einem möblierten Zimmer wohnte. Die dringende Frage war, wo ich die Nacht verbringen konnte. Aga hatte Intellektuelle vom linken Flügel der Sozialistischen Partei kennengelernt, und nach längeren Telefongesprächen erklärten sich die Collinets, ein Lehrerehepaar⁸, bereit, mich auf dem Sofa ihres Wohnzimmers schlafen zu lassen. Die Wohnung befand sich in einem sieben- oder achtstöckigen Neubau. Wir brachten meine Koffer dorthin, und es wurde vereinbart, dass ich mich später am Abend dort einfinden sollte. Es war eine Zeit, in der dererlei Leute die Abende in politischen Zusammenkünften zu verbringen pflegten. Mit Hilfe einer Liste der Metrostationen, die ich zu passieren hatte, fand ich mich auch zur gegebenen späten Stunde vor dem Haus ein. Ich hatte mir aber nicht gemerkt, auf welcher Etage die Wohnung lag, und hatte nicht die geringste Idee, ob wir auf der 5., 6. oder 7. Etage den Fahrstuhl verlassen hatten. An deutsche Bräuche gewohnt, schien mir dies kein Problem zu sein; ich brauchte ja nur die Namensschilder auf den verschiedenen Fluren zu betrachten. Aber, o weh, es gab keine Namensschilder. Ich lief die Treppen herauf und herunter und stand schliesslich wieder vor dem Hause, schaute nach oben herauf, in der verzweifelten Hoffnung, dass meine Gastgeber das Fenster öffnen und nach mir Ausschau halten würden. Plötzlich überfiel mich ein Gefühl völliger Hilflosigkeit. Was würde geschehen, wenn ich an falschen Türen klingeln würde – zu solch später Stunde versuchen würde, eine Erklärung mit meinen Brocken Französisch abzugeben? Ich konnte nicht mal den Namen meiner Gastgeber richtig aussprechen. Und hatten nicht die französischen Freunde darum gebeten, meine Anwesenheit unauffällig zu machen? Das Gefühl des Verloren- und Verlassenseins überflutete mich in nie gekannter Weise. Ich stand da und schaute hinauf, Angstschweiss auf der Stirn. Dann entschloss ich mich, ins Haus zu gehen, trat in den Fahrstuhl, drückte auf einen Knopf, stieg aus und läutete an einer Tür. Es waren meine Gastgeber, die öffneten.

Die Exil-Politik in Paris

Die deutsche Emigration

Die zahlreichen Gruppen der politischen Flüchtlinge in Paris – und nicht nur die deutschen – nahmen ihre Auseinandersetzungen sehr ernst. Im Rückblick wirken letztere wie Schattenboxen. In einem Augenblick der Selbsterkenntnis meinte der frühere Vorsitzende der KPD, Heinrich Brandler: «Wir haben geglaubt, Geschichte zu machen, und haben doch nur Geschichtchen gemacht.»

Die deutsche Emigration bestand nicht nur aus politischen Aktivisten. Zahlenmässig war die sogenannte «Wirtschaftsemigration» viel stärker. Diese Bezeichnung war natürlich falsch, denn die nur ihres Judentums wegen Geflohenen waren einer politisch bedingten Bedrohung entronnen. Die Grenzen zwischen den beiden Gruppen waren überdies fließend. Im Übrigen waren es weitgehend diese «Wirtschaftsemigranten», die die Käufer der Zeitungen und Zeitschriften der politischen Gruppen stellten und sie auch häufig unterstützten.

Das Leben der politischen Emigration spielte sich auf verschiedenen Ebenen ab. Dank des Propagandaapparates von Münzenberg konnten die Kommunisten den meisten Lärm machen und vermochten im Schafspelz der Volksfrontpolitik den Anschein zu erwecken, dass sie die deutsche Emigration in toto darstellten. Mit ihren Drucksachen, Versammlungen, Gegenprozessen beherrschten sie die Öffentlichkeit der Emigration. Die Sozialdemokraten waren weit weniger sichtbar, hatten aber dafür ihre persönlichen Beziehungen auf den höheren Stufen der französischen Politik, ohne dass sie dadurch auf die Ereignisse mehr Einfluss ausübten als irgendeine kleine «einflusslose» Gruppe. Innerhalb der Emigration kamen sie am ehesten dann ins Gespräch, wenn sie führende Personen ausschlossen, die in den Sog der kommunistischen Einheitsfront geraten waren.

Für eine kleine Gruppe wie die Funken-Gruppe waren aber die politischen Formationen ausserhalb der beiden grossen Parteien von weit grösserem Interesse. Mit ihnen gab es Berührungspunkte und die Möglichkeit gemeinsamer Stellungnahme; natürlich immer mit der Nebenabsicht, die eigene spezifische Auffassung zur Geltung zu bringen. Vor allem aber suchten wir auch Kontakt mit französischen Kreisen, die unseren Ansich-

ten nahe standen und auf die wir einwirken zu können glaubten. Es war wohl allen deutschen Exil-Sozialisten gleicherweise eigen, zu glauben, sie müssten die Genossen der anderen Länder mit Hilfe ihrer marxistischen Schulung theoretisch entwickeln. Im Wesentlichen hatten wir Beziehungen mit einer Reihe von Intellektuellen, die dem linken Flügel der sozialistischen Partei angehörten, der sich bald unter Führung von Marceau Pivert als selbständige «Sozialistische Arbeiter- und Bauern Partei» (PSOP) konstituieren sollte.

Die Stalinisten

Da ich erst anfang, mein Schulfranzösisch auf praktischen Gebrauch auszurichten, blieb ich am Rande dieser Kontakte und orientierte mich zunächst über Vorgänge in der deutschen Emigration. Eine der Organisationen, die grössere öffentliche Zusammenkünfte organisierte, war der Verband der deutschen Exil-Schriftsteller, der vom KP-Apparat beherrscht und gelenkt wurde, wengleich es zur Strategie gehörte, dies zu verbergen und vor allem von Einheit im Kampf gegen den Faschismus zu sprechen. Bei meinem ersten Besuch einer dieser Versammlungen traf ich Marina, eine Schauspielerin aus Lettland, die auch in Berlin als Emigrantin unter dürftigen Umständen gelebt und unserer Charlottenburger Parteilzelle angehört hatte. Sie war eine brave, aber naive Frau, sehr besorgt darüber, dass ich – der doch in vielem ihr politischer Lehrer gewesen wäre – von der Partei abgefallen war. Die Partei erfuhr wohl durch sie zuerst von meiner Anwesenheit, und ich wurde zu einer Aussprache eingeladen.

Die Zusammenkunft mit einigen Parteiangestellten fand geheimnisvoll in einer leeren Halle statt. Befragt, wie ich zur Volksfront-Linie und zur neuen Einschätzung der Sozialdemokratie stünde, erklärte ich, dass die Partei reichlich spät zu einer Auffassung gekommen sei, die ich schon längst vertreten habe. Einige Tage später wurde in der Parteizeitung mein Ausschluss aus der Partei wegen Unterschlagung von Geldern der Roten Hilfe (mit der ich nie etwas zu tun gehabt hatte) verkündet. Zuvor schon hatte ich Anna Grün getroffen, die in Berlin die Arbeitsgemeinschaft der marxistischen Sozialarbeiter geleitet hatte und die eine Anstellung im Parteiapparat in Paris hatte. Sie lud mich zum Mittagessen in einem Restaurant ein. Wir vermieden es, von Politik zu sprechen, redeten vielmehr vom Schicksal gemeinsamer Freunde und vom Leben in Paris. Als kurz danach eine gemeinsame Freundin sich an Anna Grün mit der Frage wandte, ob sie nicht etwas gegen meine Verleumdung durch die Parteipresse tun wollte, denn sie habe doch immer grosse Stücke auf mich gehalten, meinte sie, wenn die Partei etwas sagt, muss es einen Grund haben.

Eines Tages sprach Manes Sperber im Schriftstellerverband über die Moskauer Prozesse. Der Saal war voll, und ich hatte nur einen Stehplatz. Sperber sprach mit all der ihm zur Verfügung stehenden Dialektik. Obwohl seine Art zu sprechen die alte, mir bekannte war, öffnete der Inhalt seiner Rede einen Abgrund zwischen uns. Sperber verteidigte nicht die Wahrheit der den Anklagen zugrundegelegten «Fakten», die zu offensichtlich erfunden waren. Sie waren für ihn Mittel, mit deren Hilfe man dem Volke den in Wirklichkeit komplexeren Tatbestand verständlich machen wollte. Es sei darum gegangen, dass angesichts Hitlers jegliche Opposition einem Verrat gleichkäme. Die Angeklagten hätten Einsicht gezeigt und wären bereit gewesen, dies anzuerkennen. Die Zuhörer fühlten sich durch Sperber in das Geheimnis eingeweiht und waren, sofern sie sich nicht zuvor ein eigenes Urteil gebildet hatten, beeindruckt.

Ich hatte Sperber bereits zuvor in seinem ärmlichen Hotelzimmer aufgesucht. Der Zufall wollte es, dass zu gleicher Zeit die Frau eines russischen Menschewisten, die der Berliner Vereinigung für Individualpsychologie angehört hatte, zu ihm zu Besuch kam. In der unvermeidlich ins Politische übergehenden Unterhaltung verbargte ich meine Auffassungen über die Rolle der KPD und des Stalinschen Regimes keineswegs. Als wir danach alleine waren, empörte sich Sperber darüber, dass ich in Gegenwart eines «Gegners» so gesprochen hatte. Er wandte sich nicht gegen meine Kritik, aber fand, dass man zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht so sprechen dürfte. In späteren Jahren, als er mit seiner stalinistischen Vergangenheit abrechnete, hat er dann geschrieben, dass es die Aufgabe des Intellektuellen sei, die Wahrheit zu sagen; damals aber wollte er auch noch Politiker sein.

Einige Monate vor Ausbruch des Krieges kam der Spandauer Arzt Erwin Müller, der mein Zellengenosse im Zuchthaus von Luckau gewesen war, in Paris an. Er hatte seine 4 Jahre in Luckau abgesessen. Vor seiner Entlassung hatte man ihn vor die Wahl gestellt, entweder ins Konzentrationslager gebracht zu werden oder über ihm von früher her bekannte sozialistische oder kommunistische Ärzte der Gestapo Berichte zu schreiben. Erwin versprach, letzteres zu tun, und wurde entlassen. Er setzte sich sofort mit einem der ihm genannten Kollegen in Verbindung. Sie verfassten gemeinsam einen Bericht, in dem es hiess, dieser Mann sei von der Politik enttäuscht und nur noch an seiner Arbeit interessiert. Da nicht anzunehmen war, dass Erwin auf die Dauer mit solcher Berichterstattung durchkommen würde, erhielt er vom illegalen Parteiapparat die Erlaubnis, zu emigrieren, was ihm in einem verschlüsselten Papier bestätigt wurde. Es gelang ihm, in die Schweiz zu kommen, und von der Schweiz aus kam er mit dem Beistand von Ignazio Silone und einer Genfer Sozialarbeiterin über die Grenze nach Paris. Erwin entdeckte meine Adresse und

wollte nun wissen, wie ich die politische Lage sah. Als ich ihn über den spanischen Bürgerkrieg und die unheilvolle Rolle der Stalinisten orientierte, ihm erklärte, dass die Sowjetunion als sozialistischer Faktor abzuschreiben wäre, und gar den Verdacht äusserte, dass sich ein Pakt Stalins mit Hitler anbahnte, hielt er mich für «ganz von Gott verlassen». Die Partei selbst aber sollte ihn rasch eines Besseren belehren. Als er von der Partei zur Prüfung «der Rechtmässigkeit» seiner Auswanderung aus Deutschland vorgeladen wurde, konnte er sich nicht enthalten, die Frage aufzuwerfen, wie es wohl käme, dass alle, ihm als besonders zuverlässige Genossen bekannten Personen wie etwa der Psychiater Fritz Fränkel und der ihm aus Luckau bekannte Jacoby nicht mehr zur Partei gehörten, während einige zwielichtige Figuren, mit denen weder die Partei noch er selbst früher hätten etwas zu tun haben wollen, jetzt in der Partei eine Rolle spielten. Diese Frage genügte, um ihn in den Augen der Apparatschiks zu einer verdächtigen Person zu machen. In Erinnerungen, die Dr. Müller in späteren Jahren in Englisch niederschrieb, hiess es:

«In Paris wohnte ich bei Dr. Fritz Fränkel und erfuhr zu meiner Überraschung, dass all die Genossen, die ich in Berlin gut gekannt hatte, jetzt in Opposition zur Kommunistischen Partei standen. Die Partei arrangierte für mich ein Treffen mit einem gewissen Eduard als ihrem Vertreter, zu dem ich ging in Erwartung, darüber näheres zu erfahren. Als ich ihm sagte, ich wohnte bei Fränkel, bekam ich von ihm zu hören: «Dieser Mann ist aus der Partei ausgeschlossen worden. Und in Zürich bist du mit Silone zusammengetroffen, der arbeitet gegen die italienische Partei. In Leysin hast du einen Walter Küchenmeister im Hospital besucht, auch ein zweifelhafter Charakter. Wie Du sagst, hast Du auch Trotzki's ‚Die Verratene Revolution‘ gelesen. Auf jeden Fall musst Du sofort Fränkels Wohnung verlassen, noch heute Abend. Ich werde Dich bei einer französischen Arbeiterfamilie unterbringen.»

Es dunkelte bereits. Wir liefen im Pariser Arbeiterviertel La Villette herum bis kurz vor Mitternacht. Niemand war bereit, mich aufzunehmen, da ich keine gültigen französischen Papiere besass. Schliesslich wies Eduard mich an, für diese Nacht zu Fränkel zurückzukehren, und wir verabredeten, uns am nächsten Tag im Beisein von Paul Bertz, einem höheren Parteifunktionär, zu treffen.

Ich kam zuerst an den verabredeten Platz. Zu meinem Erstaunen sah ich gleich darauf Eduard mit Bertz aus der Untergrundbahnstation kommen und an mir vorbeigehen, ohne von mir Notiz zu nehmen. Das mochte sehr konspirativ aussehen, aber war eher ein Zeichen der Geringschätzung. Ich blieb auf der Stelle, bis Eduard mich deutlich ersuchte mitzukommen. Wir traten in ein grosses Gebäude ein – das Gewerkschaftshaus. Wir passierten mehrere Räume, bis die Tür des letzten Rau-

mes hinter mir abgeschlossen wurde. Bartz begann meinen ‚Prozess‘. Er wies darauf hin, dass ich in meiner eigenen Erklärung ‚gestanden* hätte, mich im Zuchthaus den Nazis als Spion angeboten zu haben, falls sie mich frei liessen. Auf dem Wege nach Paris hätte ich nur mit Oppositionellen Kontakt genommen und selbst oppositionelle Literatur gelesen. Jetzt wohnte ich sogar bei einem Oppositionellen. Es wäre nun an der Zeit zu gestehen, welche Aufträge die Nazis mir gegeben hätten, sonst würde die Partei mich austossen und mich als Spion bei dem deutschen Emigranten-Komitee anzeigen. Man muss wissen, dass dieses Komitee, in dem alle deutschen Exilgruppen vertreten waren, den Franzosen gegenüber sich für die Emigranten verbürgte. Ein Emigrant ohne diese Bürgerschaft konnte ohne viel Federlesen zurückgeschickt werden. Nach dieser Drohung befahlen sie mir, mich auszukleiden. Sie durchsuchten meine Kleider, schoben meine Uhr, Schlüssel, Geld und einen abgelaufenen deutschen Pass beiseite und befahlen mir, mich davonzumachen. Jetzt wurde ich wütend und brüllte sie an, dass, wenn sie nicht sofort öffneten und meine Sachen zurückgeben würden, ich zur französischen Polizei gehen würde. Hier war Paris und nicht Moskau. Mit Händen und Füßen schlug ich gegen Tür und Fenster und rief laut um Hilfe. Schliesslich gaben sie mir alle meine Sachen zurück und erklärten mich für aus der Partei ausgeschlossen.

Bald danach erfuhr ich, dass die Partei mich dem Komitee als Nazi-Spion denunziert hatte und der französischen Polizei empfohlen hatte, mich nach Deutschland abzuschieben. Dass dies nicht geschah, verdankte ich der Hilfe Willi Münzenbergs und der Berliner Ärzte Minna Flake und Ernst May. Sie überzeugten den bürgerlichen Vorsitzenden des Emigrantenkomitees, dass die Denunziation der Partei gegen mich politische Hintergründe hatte.»

So endete Dr. Müllers langjährige Mitgliedschaft in der KPD. Der Hitler-Stalin-Pakt sollte bald meinen Verdacht bestätigen.

Bürgerkrieg in Spanien und Kriegsgefahr

Der spanische Bürgerkrieg war natürlich das Ereignis, das meine politischen Freunde und mich vom Tag meiner Ankunft in Paris an beschäftigte. Auch für die französischen Politiker war er, zusammen mit der deutschen Aufrüstung, *das* wesentliche Problem. In der sozialistischen Partei Frankreichs gab es da sehr unterschiedliche Auffassungen. Was Spanien anbelangte, so unterstützten die einen Blum in seiner Nicht-Interventionspolitik – die eine gewisse zaghafte Unterstützung der spanischen Republikaner nicht ausschloss –, die anderen waren für aktive Hilfe, wo-

bei der linken Parteiflügel unter Marceau Pivert, der sich dann zu einer selbständigen Partei (PSOP) entwickelte, aktiv für die spanische linkssozialistische Partei POUM eintrat.

Gegenüber Hitler und der von ihm drohenden Kriegsgefahr gab es in der Sozialistischen Partei sich absolut entgegenstehende Ansichten. Ein pazifistischer Flügel war im Interesse des Friedens zu jedem Nachgeben gegenüber Hitler bereit, andere standen für einen vorsichtigen Widerstand, und eine Minorität um Zyromski trat für eine aktive nationale Politik gegen Hitler ein. Der linke Flügel, der dann ausgeschlossen wurde und sich als Partei konstituierte, – er umfasste in erster Linie die Fédération de la Seine – verfocht im Wesentlichen die Politik eines revolutionären Widerstandes gegen den Faschismus in jeder Form, doch gab es auch hier pazifistische Tendenzen.

Ausser mit der PSOP hatte die Funken-Gruppe Kontakte mit verschiedenen aus der KPF hervorgegangenen Gruppen. Die französischen Trotzlisten spalteten sich, die einen traten der PSOP bei, weitgehend mit der Absicht, diese Partei von innen heraus zu erobern oder zu spalten, die anderen folgten Trotzki Spanienpolitik, die auch die POUM verurteilte, weil sie nicht der von Trotzki festgelegten Linie folgte. Eine besondere Stellung gegenüber der Sowjetunion nahm die Gruppe ein, die die Zeitschrift «Que faire» herausgab und nach dieser benannt wurde. Ihr gehörten einige polnische Flüchtlinge an, so wie auch der aus Ungarn stammende Sinologe Etienne (Stefan) Balasz, der in Berlin gelebt und studiert hatte. Wir kannten ihn aus der Charlottenburger Partei. Er versuchte (damals vergebens), mich zu dem Standpunkt seiner Gruppe zu bringen, die in Russland keinerlei sozialistische Grundlagen sah, sondern ein neues sozial-ökonomisches Gebilde, das mit den kommunistischen Vorstellungen nichts zu tun hätte. Seine Kenntnis der Geschichte Chinas und der chinesischen Bürokratie gestattete ihm, diese Auffassung kraftvoll und eindringlich zu vertreten. Die Funken-Gruppe hielt aber an dem Glauben an die «sozialistischen Grundlagen» der Sowjetunion fest. In einem Flugblatt anlässlich der Moskauer Prozesse, in dem diese aufs Heftigste verurteilt wurden, hatte es am Schluss geheissen:

«Es lebe die Oktober-Revolution. Nieder mit den Thermidorianern. Der Thermidor der russischen Revolution ist vollendet. Für die bedingungslose Verteidigung der Sowjetrepublik trotz Stalin und gegen Stalin.»

Die Funken-Gruppe schloss sich wie die SAP und KPO dem Londoner Bureau an. Dieses war ursprünglich von der englischen Independent Labour Party (ILP) als ein Verbindungszentrum für links von der II. Internationale stehende sozialistische Parteien wie der Norwegischen Arbeiterpartei gegründet worden. Nachdem die letztere sich wieder der sozialdemokratischen Internationale zugewandt hatte, wurde es zunehmend zu

einem Zentrum von Exilparteien in Paris, dem sich dann aber auch die spanische POUM und die französische PSOP anschlossen, wie auch Jay Lovestones amerikanische Opposition der KP, die mit den deutschen Brandlerianern verbündet war, und ex-trotzkistische Gruppen in Holland und Belgien. Dazu kam eine lange Reihe anderer Exil-Gruppen in Paris, tschechische, italienische und griechische, etc., die manchmal nur aus einer Person bestanden. Die Aktivität und schliesslich auch der Sitz des Londoner Bureaus verlagerten sich deshalb nach Paris, und unter dem Einfluss der radikaleren Exilparteien wurde es Internationales Revolutionäres Marxistisches Zentrum benannt, wenn man auch weiterhin nur vom Londoner Bureau sprach.

Zu seinen Zusammenkünften fanden sich auch einzelne Personen ein wie der jugoslawische Ex-Kommunist Ciliga, den internationaler Protest aus dem russischen Straflager befreit hatte und der ein damals Aufsehen erregendes Buch, «Das Land der grossen Lüge», verfasste. Dazu kamen Opponenten des französischen Kolonialismus, die oft Jahre in französischen Gefängnissen verbracht hatten. Organisatorisch blieb das Büro von der ILP abhängig, die allein die finanziellen Mittel aufbringen konnte und die Parlamentarier und Gewerkschaftsführer nach Spanien senden konnte, wo sie auch Leute in den kämpfenden Einheiten hatte. Die führende Persönlichkeit der ILP war Fenner Brockway, der zwar damals noch kein Lord war, aber doch schon die Figur dazu hatte. Solange der spanische Bürgerkrieg dauerte, war die Unterstützung der POUM wesentliche Aufgabe des Londoner Bureaus. Die Funken-Gruppe war eines der kleinsten Gebilde innerhalb des Bureaus, hatte aber dadurch, dass Kurt Landau in Barcelona aktiv in der POUM war, ein gewisses Ansehen.

Politische Einigkeit herrschte unter den Gruppen des Bureaus keineswegs. Die Meinungsverschiedenheiten gingen dabei im Wesentlichen um die Politik, die in Spanien zu verfolgen, und um die Haltung, die in dem zu erwartenden Krieg der Westmächte gegen Hitler einzunehmen war. Die Frage der Einschätzung der Sowjetunion und des Stalinschen Regimes war etwas in den Hintergrund geraten, nachdem auch die KPO endgültig gegen Stalin Stellung genommen hatte. Ihre Verteidigung der ersten beiden Moskauer Prozesse war allerdings nicht vergessen. Bei einer Sitzung des Bureaus las Boris Goldenberg von der SAP lange Auszüge aus den von der KPO veröffentlichten Stellungnahmen zu den ersten Prozessen vor und übersetzte seine Rede gleich noch ins Französische und Englische. Brandler und Thalheimer, die beiden führenden Persönlichkeiten der KPO, sassen schweigend dabei und schauten vor sich hin.

Im spanischen Bürgerkrieg war die strittige Frage, ob man für oder gegen die Teilnahme der POUM in der von den Kommunisten propagierten und geführten Volksfront sein oder sich gegen diese für eine proletarische

Einheitsfront einsetzen sollte. Mit anderen Worten auch, ob der Bürgerkrieg mit der Parole «für eine demokratische Republik» oder «für ein sozialistisches Spanien» geführt werden sollte. Die SAP, insbesondere ihr rechter Flügel, setzte sich für die Volksfront ein. Der grösste Teil des linken Flügels der SAP, der zumeist aus jungen Leuten bestand und dessen führende Figur der frühere Trotzist Bauer war, der später in Zürich unter seinem wahren Namen Ackerknecht ein berühmter Professor der Geschichte der Medizin wurde, trennte sich von der Partei und bildete die Gruppe «Neuer Weg», die ebenfalls dem Bureau beitrug.

Die Parole «Volksfront», so wie die Kommunisten sie in Spanien lancierten, war mehr als doppelbödig. Das Wort appellierte an die Gefühle der Gutgläubigen, der Menschen guten Willens. Es klang wie ein Ruf nach Einigkeit aller Freunde der Demokratie. Die Parole hatte aber bestimmte Funktionen in der Politik Stalins. Die Absicht, die Kommunisten mit allen Mitteln zur führenden Kraft in der Volksfront zu machen, bestand selbstverständlich hier wie überall, wo für eine solche geworben wurde. In Spanien aber kam dazu, dass es Stalin aus zwei Gründen darum ging, die Existenz einer Revolution in Spanien zu leugnen und an ihrer Stelle, im Verein mit bürgerlichen anti-faschistischen Kräften (die sehr schwach in Spanien waren), eine Front für die Wiederherstellung der demokratischen Republik zu bilden. Einmal entsprach es seiner Politik, bei den westlichen Demokratien nicht den Eindruck zu erwecken, dass er in Europa die Revolution anfachen wollte. Solange sein Bündnis mit Hitler noch ein Plan war, wollte er als möglicher Verbündeter gegen Hitler erscheinen. Aus diesem Grunde war ja die ganze Volksfrontpolitik überhaupt in die Wege geleitet worden. Zum anderen aber hatte in Spanien eine Revolution stattgefunden und in tausenden Orten die Diktatur von Arbeitern und armen Bauern errichtet. Dies aber nicht unter Führung der Kommunistischen Partei, sondern unter der der anarcho-syndikalistischen Massengewerkschaft, der CNT. Das war für Moskau etwas, was nicht sein konnte, weil es nicht sein darf. Dieser Zustand war in Katalonien am weitesten vorgeschritten. Dazu gab es dort noch eine anti-stalinistische kommunistische Partei, die POUM, die auf dem Boden der Revolution stand. Der offene Angriff auf die revolutionären Kräfte erfolgte folgerichtig in Barcelona. Im Mai 1937 wurde durch einen von den Stalinisten in Gang gebrachten Polizeiangriff auf die in den Händen der CNT befindliche «Telefonica» ein Aufstand der dieser anhängenden Arbeiter provoziert, dem die POUM sich anschloss. Mit der Niederschlagung dieses Aufstandes wurde die Position der CNT in der Stadt geschwächt. Die POUM aber wurde durch eine beispiellose Verleumdungskampagne in die Illegalität getrieben und terrorisiert. 9

Kurt Landau wurde vom russischen Geheimdienst am 22. September

1937 entführt. In Paris fanden grosse Versammlungen zugunsten der POUM und gegen den stalinistischen Terror in Barcelona statt. Sie nutzten ebensowenig wie unsere Bemühungen, durch Proteste bekannter Persönlichkeiten die Befreiung von Kurt Landau zu erreichen. Er wurde vom russischen Geheimdienst umgebracht. James Maxton, der Vorsitzende der ILP, eilte nach Madrid, um sich für die POUM und ihre entführten führenden Persönlichkeiten, vor allem für Andrés Nin¹⁰, einzusetzen. Die republikanische Regierung erklärte sich gegenüber den russischen Machenschaften machtlos. Der einzige Erfolg unserer Bemühungen war die Freilassung von Kurts Frau Katia, die ebenfalls in die Hände des sowjetischen Geheimdienstes gefallen war. Katia kam nach Paris und verfasste einen Bericht über die Untaten der Stalinisten in Spanien, zu dem Alfred Rosmer¹¹ und ich ein Vorwort schrieben. In dem 48seitigen Büchlein «Le stalinisme en Espagne» wurden die Namen wesentlicher Agenten – zu meist Decknamen – genannt. Unter ihnen war ein gewisser Gerhardt, der niemand anders war als Arthur London, der später aufgrund seiner unter Folterungen erpressten Geständnisse im Prager Slansky-Prozess verurteilt wurde und dann nach seiner Befreiung im «Prager Frühling» in dem Buch und dem Film «Das Geständnis» einen Einblick in das Walten des stalinistischen Apparates gab, ohne allerdings seine eigene Rolle in Spanien miteinzubeziehen. Während ihres Verhörs durch die Sowjetagenten war Katia u.a. «beschuldigt» worden, ein Verhältnis mit Mands Sperber zu haben, den sie überhaupt nicht kannte. Es war dies wohl ein Zeichen, dass zu dieser Zeit Sperber dem russischen Geheimdienst bereits unzuverlässig erschien und dass man Material gegen ihn zusammenstellte. Katia warnte ihn, als sie nach Paris kam. Allerdings stellte er sich, als ob er ihre Erzählung für unwahr hielte.

Bald darauf brach das republikanische Spanien zusammen. Von den demokratischen Staaten im Stich gelassen und von der Sowjetunion für ihr politisches Spiel missbraucht, war es verblutet. Die Geschichte einer neuen Emigration begann, deren Elend das aller anderen Emigrationen übersteigen sollte. Die führenden Leute der POUM, soweit sie den Mördern Francos und Stalins entkommen waren, kamen nach Paris und vertraten eine weitere Exilgruppe im Londoner Bureau. Hier konzentrierte sich nun die Diskussion auf die Stellungnahme zu dem kommenden Krieg. Sollte man an Lenins Parole des Defaitismus festhalten und den Hauptfeind immer im eigenen Land sehen oder aber hatte das nationalsozialistische Deutschland einen neuen Faktor ins Spiel gebracht, der es rechtfertigte, dessen Gegner zu unterstützen?

Auf der letzten Sitzung des Londoner Bureaus vor Ausbruch des Krieges wurde diese Diskussion mit Heftigkeit geführt und keineswegs immer sachlich. Die Auffassungen waren auch innerhalb der einzelnen Organi-

sationen nicht einheitlich. Am heftigsten prallten die Meinungen in der KPO aufeinander. Während Brandler und Thalheimer für eine bedingte Unterstützung der Gegner Hitlers eintraten, dies schon deswegen, weil sie annahmen, dass zu diesen auch die Sowjetunion gehören würde, für deren Verteidigung sie eintraten, war Jay Lovestone, der Führer der amerikanischen kommunistischen Rechtsopposition, ein Gegner des Eintritts Amerikas in einen Krieg gegen Hitler und stand mehr oder weniger im Lager des amerikanischen Isolationismus. Dieser Konflikt war für die Brandlerianer nicht nur ein politischer. Der Bruch mit den Amerikanern trennte sie von der einzigen grösseren angeschlossenen Organisation, die auch die Exilgruppe finanziell versorgt hatte.

Im Londoner Bureau war die Gruppe Lovestones neben der englischen ILP die einzige grössere legale Organisation. In seinem Auftreten verfehlte er auch nicht, darauf anzuspieren, und war stets bemüht, seine Auffassung, insbesondere in der Kriegsfrage, den anderen aufzudrängen. Die Streitigkeiten um Prinzipien, die keine der vertretenen machtlosen Gruppen in die Wirklichkeit umsetzen konnte, veranlassten in der letzten vor dem Kriege stattfindenden Sitzung den Belgier Vereeken und den Holländer Sneevliet, sich noch vor deren Ende zurückzuziehen. Beide vertraten Gruppen, die Trotzki aus seiner Vierten Internationale ausgeschlossen hatte, weil sie irgendeiner seiner Auffassungen nicht folgen wollten. Sie waren Arbeiterführer eines guten alten Typs. Als bald darauf Holland von der deutschen Armee besetzt wurde, gerieten Sneevliet und die gesamte Führung seiner Gruppe in die Hände der Gestapo und wurden zusammen erschossen. Vereeken, der Taxichauffeur und Führer einer Gewerkschaft der Chauffeure war, überlebte den Krieg und veröffentlichte später aufgrund seines geretteten Archivs ein Buch, in dem er aufzeigte, wie es Stalins Geheimdienst gelang, die trotzkistischen Gruppen dadurch zu unterwandern, dass seine Agenten Trotzki's politische Meinung am getreusten vertraten. Die Engländer der ILP standen der ganzen scholastischen Auseinandersetzung und der Art und Weise, wie sie geführt wurde, mit einer gewissen Befremdung gegenüber. Sie kamen ja nicht aus dem kommunistischen Lager und hatten den weit mehr aufs Praktische ausgerichteten Sinn der Engländer. Berufung auf Lenin und Hinweise auf Zimmerwald bedeutete für sie nichts, und sie waren an die Umgangsformen des britischen Parlaments und nicht an die der Komintern und ihrer Häretiker gewohnt. Als der Krieg dann kam, wischte er diese Auseinandersetzungen und Theorien, die ebenso wie die Strategie des französischen Generalstabs aus dem Krieg 1914 bis 1918 stammten, einfach vom Tisch.

Für die deutsche Exilgruppe der Brandlerianer hatte der Bruch mit Lovestone noch eine andere Folge. Einige ihrer Mitglieder, mit Brandlers persönlichem Mitarbeiter Leo Borochoiwitsch an der Spitze, schlossen sich

Lovestone und seiner Auffassung an, und Brandler, der wohl annahm, dass dessen finanzielle Mittel dabei eine Rolle spielten, trieb Borocho-witsch bei einer letzten Auseinandersetzung mit seinem Krückstock aus dem Zimmer. Diese Auseinandersetzung wird hier nicht nur als ein Bei-spiel der Exilpolitik erwähnt, sondern auch, weil ein von der Gruppe, die sich Lovestone angeschlossen hatte, geschriebenes Papier zur Kriegsfrage für mich persönlich eine unvorhergesehene Folge haben sollte, obwohl ich nie dazu kam, dessen Inhalt zur Kenntnis zu nehmen.

Leben wie ein Flüchtling in Frankreich

Eine Freundschaft wird geschlossen

Im Leben eines Flüchtlings ist das einzig dauernde, dass alles provisorisch ist. Aus einer vorübergehenden Unterbringung sollte jedoch eine andauernde Freundschaft entstehen.

Nach meiner Übernachtung bei den Collinets sollte ich zunächst einige Nächte bei einem neuen, erst in Paris zu unserer Gruppe gestossenen Mitglied untergebracht werden.

Dies jüngste Mitglied der Pariser Funken-Gruppe war Ludwig Coser, genannt Lutz. Er war so etwas wie ein Privilegierter unter den Flüchtlingen, denn er hatte dank der Vermittlung seines Vaters, eines Berliner Bankiers, eine Stellung bei einer Bank und bezog nicht nur ein kleines Gehalt, sondern war auch im Besitz eines gültigen Aufenthaltspapiers. Obendrein hatte er eine Wohnung, die aus einem grossen Zimmer und einer kleinen Küche bestand. Die von mehreren Parteien benutzte Toilette befand sich im Treppenhaus. Diese Wohnung lag zu ebener Erde im Hinterhof eines aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Hauses in der Rue du Bac. Man gelangte in den Hof durch einen langen Hausflur, auf dessen linker Seite eine kleine Tür in die Wohnung des Concierge führte. Neben der Tür gab es ein kleines Fenster, durch das jeder ins Haus Eintretende beobachtet werden konnte. Das Concièrge-Ehepaar setzte durchaus die Tradition seiner von Balzac beschriebenen Ahnen fort. Zum Glück hatte Madame la Concièrge nichts gegen mich einzuwenden, was nicht nur wegen der engen Verbindung zwischen Concièrge und Polizei wichtig war, sondern auch, weil man in vieler Hinsicht auf ihr Wohlwollen angewiesen war. Kam man spät am Abend nach Hause, so war das Tor geschlossen und man musste einen Klingelstrang ziehen und rufen «Cordon s'il vous plait», und zwar so oft, bis es in der Concièrge-wohnung gehört und die mechanische Türöffnung betätigt wurde. Als ich später ausgewiesen wurde und die Polizei nach mir forschte, sagte Madame la Concièrge zu Lutz: «Der junge Mann machte einen so netten Eindruck, dass ich gar nicht verstehe, warum er von der Polizei gesucht wird.»

In dieser Wohnung lebte Lutz mit einer jungen Französin namens Clairette, die Mitglied der französischen KP war, wo sie allerdings bald

mit scheelen Augen angesehen wurde, weil sie mit einem «Boche» zusammenlebte, der noch obendrein zu einer «trotzkistischen Verschwörerbande» gehörte. Lutz hatte übrigens Clairette einem anderen Flüchtling weggeschnappt, einem damals unbekanntem Journalisten namens Anhur Koestler. Dieser verwandelte ihn später in seinen Memoiren in einen Polen, der viele Jahre in den Gefängnissen seines Landes zugebracht haben sollte, obwohl Lutz damals erst etwas über 20 Jahre alt war.

Lutz und Clairette liessen mich auf einem Sofa in ihrem Zimmer schlafen. In der ersten Nacht weckte uns ein gewaltiger Krach. Ich sprang auf und schrie: «Die Nazis haben die Tür eingeschlagen.» In Wirklichkeit war in der Küche ein schlecht angebrachter Wandschrank heruntergestürzt.

Mit Lutz schloss ich eine Freundschaft, die von Dauer sein sollte. Zunächst half er mir, die neue Umwelt rascher zu verstehen. Er war bereits seit einiger Zeit in Paris und beherrschte die Sprache. Da er Deutschland in einem jüngeren Alter verlassen hatte als ich, war er von diesem weit weniger geprägt und daher anpassungsfähiger. Überdies besass er eine enorme Fähigkeit, Informationen in sich aufzunehmen, und konnte in kurzer Zeit eine grosse Quantität Lesestoff verarbeiten. Wenn er von seiner Arbeitsstelle nach Hause kam, brachte er zumindest die vier wichtigsten Tageszeitungen mit: die kommunistische «l'Humanité», die sozialistische «le Populaire», sowie «l'Œuvre», die der bürgerlichen Mittelpartei, den Radikal-Sozialisten (die weder radikal noch sozialistisch waren), nahestand und wo Geniviève Tabouis stets genau berichtete, was Hitler mit seinen Trabanten besprochen hatte, so dass wir annahmen, sie schliefe unter Hitlers Bett. Nummer vier war natürlich «le Temps», die grosse konservative Zeitung, von der Trotzki sagte, dass im Gegensatz zu den Boulevard-Blättern, die immer lügen, sie und die Times nur lügen, wenn es politisch wichtig ist. Daneben lasen wir Zeitschriften aller Art und die diversen deutschen Exil-Blätter. Alles wurde von Anfang bis zum Ende gelesen, und Lutz insbesondere liess nichts aus.

Ausserdem aber lasen wir die Geschichte der französischen Revolution in allen existierenden Varianten und stellten mit Erstaunen fest, dass die französischen Historiker noch immer die Auseinandersetzungen der Revolution fortsetzten und Girondisten oder Dantonisten oder Robespierriancr waren.

Die französische Revolution studierten wir in dem Glauben, in einer revolutionären Epoche zu leben und aus der Geschichte lernen zu können. Das nationalsozialistische Regime in Deutschland schien geradezu nach einer revolutionären Überwindung zu schreien, ja sie zu provozieren, und wir stellten uns vor, dass wir dabei aktiv mitwirken würden. Hätte uns damals jemand geweissagt, dass Lutz eines Tages ein namhafter amerikanischer Professor der Soziologie und ich mit Fragen der interna-

tionalen Ernährungs- und Landwirtschaft beschäftigt sein würde, wären wir in ein schallendes Gelächter ausgebrochen. Niemand wäre allerdings auf die Idee gekommen, eine solche Voraussage zu machen. Für Professor Cosers Theorie über die positive Rolle des Konflikts in der Gesellschaft, mit der er sich gegen das in Amerika vorherrschende Interesse an Anpassung stellte und die ihm einen Namen machte, waren unsere Revolutionsstudien dennoch keine verlorenen Bemühungen gewesen.

Das Aufenthaltspapier

In den Besitz eines gültigen Aufenthaltspapieres zu gelangen, war die ständige Sorge des politischen Flüchtlings in Frankreich; eine Sorge, die nie von ihm genommen wurde. Jedes Papier war provisorisch und manches noch provisorischer. Bald nach meiner Ankunft in Paris gelang es mir, ein «provisorisches» Papier zu erhalten, obwohl ich ein Jahr zu spät gekommen war. Nur wer vor dem Sommer 1936 in Frankreich eingetroffen war, hatte ein Anrecht auf Anerkennung als Flüchtling. Zumeist erhielt der Flüchtling aber nur eine Bescheinigung (recepisse), dass er einen Antrag auf Anerkennung abgeliefert hatte, doch waren die Besitzer eines «recepisse» bereits Aristokraten unter den Papierbesitzern.

Marceau Pivert, der damals noch der sozialistischen Partei angehörte und Chef des Kabinetts des Ministerpräsidenten Léon Blum war, hatte mich mit einem Empfehlungsbrief seines Büros versehen, in dem darum ersucht wurde, dass ich bis zu dem Zeitpunkt einer weiteren Entscheidung Aufenthaltserlaubnis erhalte. So machte ich meine erste Bekanntschaft mit dem unheimlichen Gebäude «la Prefecture». Ich sollte es noch oft und jedesmal mit Bangen betreten. Man war nie sicher, dass man es wieder verlassen durfte. Nachdem ich mich dort mit meinem Schreiben in der Hand als eben eingetroffener Flüchtling gemeldet hatte, wurde ich in einen grossen Raum mit Dutzenden von Leuten, die denselben Status hatten, eingeschlossen. Hier warteten wir stundenlang und mussten um Erlaubnis fragen, wenn wir die Toilette benutzen wollten. Ich gehörte zu den Glücklichen, die das Haus verlassen konnten mit einer Bescheinigung, die besagte, dass ich einen Antrag auf eine Aufenthaltserlaubnis gestellt hatte. In den besten Zeiten meines Pariser Aufenthaltes lebte ich mit einer Verlängerung dieser Bescheinigung. Später erhielt ich dann eine Aufenthaltsverweigerung, auch noch ein sehr gutes Papier, denn es konnte – französische Logik? – in gewissen Abständen verlängert werden. Erst danach kam die Ausweisung – aber davon später.

Begegnungen in Paris

Paris lernte ich «im Laufen» kennen. Soviele haben das Sich-in-diese-Stadt-verlieben geschildert, dass hier kein weiterer Beitrag zu diesen Liebesgeschichten hinzugefügt werden soll. Nach und nach entdeckte ich alte Freunde und Bekannte in Paris. Da war vor allem Hanna Eisfelder, die Berliner Sozialarbeiterin. Hanna hatte zum Kreis um Mands Sperber und zur Gruppe der marxistischen Sozialarbeiter gehört. Ihr Name war schon damals in Berufskreisen bekannt gewesen. Hanna war für ihren Beruf, man möchte sagen ihre Berufung, durch die Leiden ihrer Jugend geprägt worden, über die sie allerdings kaum sprach. Frühzeitig vaterlos geworden, war sie unter unsteten Verhältnissen aufgewachsen. Die Mutter übernachtete hier und da. Die Tochter schlief auf Stühlen oder im Hausflur. Die Freundin einer Schulkameradin zahlte dem Schuldiener für ein Frühstück, das für sie die gute Mahlzeit des Tages wurde. Mit elf Jahren kam Hanna in das jüdische Waisenhaus, das von einer sadistischen Person geleitet wurde. Ihre Schulleistungen aber brachten ihr eine Freistelle in der ersten Oberrealschule für Mädchen. Als Laufmädchen und – nachdem sie sich Maschineschreiben beigebracht hatte – durch Sekretariatsarbeiten verdiente sie sich Geld. Durch die letzteren Arbeiten lernte sie Mathilde Jakob, Rosa Luxemburgs Sekretärin, kennen und wurde bald mit sozialistischem Denken vertraut. Sie war selbst erst in den zwanziger Jahren, als sie Leiterin des Immenhofes wurde, eines Heims, das die Arbeiterwohlfahrt für verwahrloste Mädchen geschaffen hatte. Aber für die sozialdemokratische Verwaltung war sie pädagogisch und politisch zu radikal, identifizierte sich zu sehr mit den Zöglingen und verlor den Posten. Das Jahr 1933 beendete ihre Arbeit beim Pflegeamt des Berliner Polizeipräsidiums. Als ich sie nun wiedersah, war Hanna bereits zu einer Institution der Pariser Emigration geworden.

In einem kleinen Haus in einem Arbeiterviertel hatte sie die «Assistance médicale» aufgebaut, die alle Kinder der Emigration vor und nach ihrer Geburt betreute, für ihre Gesundheit sorgte und Tausende in Zusammenarbeit mit Schweizer Hilfswerken in die Schweiz zur Erholung verschickte, (wo in Fidaz oberhalb von Flims ein Gedenkstein die Namen derer wiedergibt, die ein Bergsturz dort verschüttete). Hanna, Seele und Organisator dieses Unternehmens praktischer Solidarität und Selbsthilfe, brachte das notwendige Geld zusammen und stellte alle erforderlichen Verbindungen mit Behörden und Privaten her.

Als ich Hanna das erste Mal in der Assistance besuchte, unterhielt sie sich gerade mit einem etwa elfjährigen Mädchen, das eben vom Ferienaufenthalt in der Schweiz zurückgekehrt war. Das Kind berichtete über seine Erlebnisse dort in Schwyzer Dötsch, sprach dann über das Befinden

seiner Eltern in Hochdeutsch, um gleich danach auf eine ihre Pariser Schule betreffende Frage in fließendem Französisch zu antworten.

Grossen Anteil an der Führung der Assistance hatte Hannas Freund Markus Grunwald. Sie heirateten in Paris, und 1938 wurde ihr Sohn Markus geboren. Als der Krieg ausbrach, kam Markus, wie alle anderen männlichen Emigranten, in ein Lager. Bald darauf mussten alle Frauen mit Kindern unter zwei Jahren – auch die französischen – Paris verlassen. Hinter der Anordnung stand wohl die Furcht vor Giftgasangriffen. So musste Hanna mit ihrem Sohn Paris verlassen und erreichte nach einer Reise unter schwierigen Umständen die Stadt Limoges. Dort gab es eine grosse Anzahl von Emigranten-Müttern mit ihren Kindern in hilfloser Lage. Hanna ging rasch ans Werk. Sie wandte sich an französische Sozialisten und Juden in der Stadt und bat sie, ein leeres Haus zu finden. Das Haus wurde gefunden und gemietet. Wie durch ein Wunder wirkten Appelle für Geld, die Hanna aussandte, bei so verschiedenen Personen wie Eleanor Roosevelt und dem Filmschauspieler Danny Kaye. Mithilfe eines Sozialisten in Limoges, George Goetschel, wurden Betten, Waschschüsseln, Windeln, Flaschen, Tische, Bänke und eine Kücheneinrichtung gekauft. Im November 1939 kamen die ersten 15 Babies in die Pouponnide von Limoges.

Solange die Fronten sich nicht bewegten, entwickelte sich ein normales Heimleben. Das änderte sich bald, nachdem Nordfrankreich von der deutschen Armee besetzt und der Waffenstillstand geschlossen worden war. Die Gestapo begann, Juden, Polen, Zigeuner und andere Nationalitäten in das für die Flüchtlinge aus Franco-Spanien eingerichtete Lager von Gurs an der spanischen Grenze zu senden, wo sie bleiben sollten, bis die Eisenbahnen nach Osten entlastet waren und sie in die Vernichtungslager verfrachtet werden konnten. Mit Hilfe des Roten Kreuzes und des International Unitarian Committee wurden Kleinkinder aus Gurs herausgeholt – teils legal, d.h. mit Einwilligung der Eltern, teils illegal, wenn keine Eltern vorhanden waren. Auch aus anderen französischen Lagern wurden Kinder nach Limoges gebracht. Das kleine Haus beherbergte bald über 60 Kinder. War schon Pflege und Ernährung der Kinder ein schweres Problem, so kam hinzu, dass die meisten dieser Kinder durch die Trennung von den Eltern einen seelischen Schock erlitten hatten. Bald jedoch wurde auch das Leben dieser Kinder bedroht. Lastwagen hielten vor dem Heim, um Kinder nach Auschwitz zu transportieren. Mit grösstem persönlichen Einsatz von Helfern und unter Anwendung vieler Tricks gelang es, Kinder in die Schweiz zu schmuggeln oder bei französischen Bauern unterzubringen, wo sie bis zum Ende des Krieges blieben.

Die Geschichte der Pouponnière ist ein aufregendes Buch, das nicht geschrieben worden ist. Ende 1941 wurden Hanna und Markus Grunwald

von der französischen Polizei zum Verlassen des Landes genötigt. Nach einer abenteuerlichen Reise gelangten sie mit dem vierjährigen Sohn nach St. Domingo. Zwei Jahre später erreichten sie New York, wo Markus Grunwald an den Folgen einer im I. Weltkrieg erlittenen Verletzung starb. Hanna wurde schon innerhalb weniger Jahre eine in der New Yorker Sozialarbeit bekannte Persönlichkeit. Sie leitete Gruppentherapien im Brooklyn Bureau of Social Services, wurde Berater des New York Department of Social Welfare und verschiedener Erziehungsberatungsstellen und erhielt eine öffentliche Auszeichnung durch die Stadt. Auch die Pensionierung gab ihr nicht die Freizeit, um die Geschichte der Assistance Médicale und der Pouponnidre zu schreiben. Sie nahm aktiven Anteil am Aufbau der amerikanischen Sektion von Amnesty International und wurde schliesslich deren Ehrenpräsident.

Eines Tages traf ich auch auf einen meiner Mithäftlinge im Zuchthaus Luckau, den Genfer René Bertholet, der ein eifriges Mitglied des ISK¹² war. René war ein Abenteurer, immer voller Pläne und immer hilfsbereit. Er war beim Gewerkschaftsverband in Paris angestellt und half den ISK-Leuten, die Zeitschrift, die sie in Paris herausgaben, zu finanzieren. Diese konnte sogar für Beiträge zahlen, und so war ich zufrieden, als er zweimal einen Artikel von mir dort unterbrachte. Die ISK-Leute, auf die ich hier in der Emigration zum ersten Mal stiess – von der Begegnung im Zuchthaus abgesehen – hatten etwas von einer religiösen Gemeinde an sich, was mir nicht lag, aber waren sehr nette und ehrliche Menschen. Einer von ihnen, Lewinski, ein Jurist aus Kassel, hatte, da sie ja überzeugte Vegetarier waren, auf einem der grossen Pariser Boulevards ein vegetarisches Restaurant eröffnet, wo man relativ billig essen konnte, und wo man sicher war, Bekannte zu treffen.

Wie in Prag gab es auch in Paris eine Gruppe des Verbandes deutscher Lehreremigranten, der ich mich anschloss.

Die führende Persönlichkeit des Verbandes in Paris war der etwa 50jährige sozialistische Pädagoge Kurt Löwenstein, Begründer der Kinderfreundebewegung, ehemaliger Stadtschulrat in Berlin und Gründer der Karl-Marx-Schule. (Die Nazis hatten ihn als einen ihrer Hauptfeinde – einen Verderber der deutschen Jugend – angesehen. Gleich nachdem Hitler Kanzler geworden war, war die SA in der Nacht in seine Wohnung eingedrungen und hatte Schüsse in sein Schlafzimmer abgegeben, und nur das rechtzeitige Eingreifen der Polizei hatte ihn und seine Familie gerettet.) Die organisatorische Leitung und insbesondere die Verbindung mit der französischen Lehrerschaft lag in den Händen von Heinrich Rodenstein, der an der Technischen Hochschule in Braunschweig gelehrt hatte. Rodenstein hatte zuerst im Saargebiet Zuflucht gefunden, wo er aktiv für eine Abstimmung gegen Hitler gewirkt hatte. Auf Betreiben Ro-

densteins hatte uns die französische Lehrgewerkschaft einen Anwalt für alle Fälle, die vorkommen könnten, zur Verfügung gestellt, dessen Adresse wir sorgsam in unsere Notizbücher eintrugen. Der Tag sollte kommen, da dieser Anwalt mich vor dem Gefängnis und vor einer Abschiebung an die Grenze bewahrte.

Mitglied der Verbandsgruppe war auch Dr. Brill, Sekretär des Pariser Büros des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Durch ihn kam ich mit dem Institut in Verbindung, was ebenfalls für mich schicksalhafte Bedeutung haben sollte.

Neue persönliche Beziehungen kamen zum Teil dadurch zustande, dass in manchen Häusern mehrere Emigranten wohnten, weil der eine immer den anderen auf eine freie Wohnung aufmerksam gemacht hatte. Die alte Bekanntschaft mit einem im Haus führte dann dazu, auch die anderen kennenzulernen. So wohnten in einem Haus im 16. Arrondissement Arthur Koestler und die beiden Berliner Ärzte Benno Levi und Fritz Fränkel. Beide hatten mit der kommunistischen Partei gebrochen und standen unserer Gruppe nahe. Die Ärzte unter den Flüchtlingen hatten, wenn sie auch keine offizielle Arbeitserlaubnis besaßen, zahlungsfähige Patienten unter den jüdischen Emigranten und nahmen sich auch derer an, die nicht zahlen konnten. Dr. Levi war ein gutmütiger und hilfsbereiter Mensch. Er war Jungeselle. Nach dem Bruch mit der Partei hatte er die Idee entwickelt, dass der russische Geheimdienst ihn verfolgte. Später verkaufte er am Broadway in New York Zigarren, bis er sein Examen bestanden hatte und wieder in seinem Beruf arbeiten konnte. Fränkel war ein KPD-Mitglied der ersten Stunde gewesen. Er litt noch an den Folgen seiner Schädelverletzung, die von einem nächtlichen Raubüberfall in Moskau im Jahre 1920 stammte. Ein Psychiater von Ruf, war er eine intellektuell interessante Persönlichkeit. Experimente mit Drogen und zum Teil wohl auch seine Schädelverletzung hatten ihn selbst drogensüchtig gemacht, ebenso aber auch seine Frau, die, nachdem ihr Mann in Mexiko gestorben war, sich durch Auftreten im Freistil-Damenringen durchbrachte.

Im selben Stadtbezirk wohnte auch die Berliner Ärztin Minna Flake. Half Hanna Eisfelder, wo Emigranten Kinder in die Welt gesetzt hatten, so Minna dort, wo es galt, dies zu verhindern. Im gleichen Haus lebte neben anderen Emigranten auch unsere Freundin Alice Fischer.

Unsere Bekanntschaft mit Alice ging auf das Jahr 1930 zurück. Bald nachdem wir (mit Vorbehalt) der KPD beigetreten waren, sagte mir Manes Sperber, eine Bekannte von ihm, eine junge Wiener Kunstgewerblerin, wollte der Partei beitreten. Da sie niemand in Berlin kenne, habe er ihr geraten, sich der Zelle anzuschließen, der wir angehörten, und wir sollten uns ihrer etwas annhmen, zumal sie nicht weit entfernt von uns

wohnte. Alfred Adler soll einmal gesagt haben, es sei Ziel der Individualpsychologie, Menschen zusammenzubringen. In diesem Fall wurde das Ziel erreicht. Wir blieben Freunde über die Jahre und Orte. Alice gehörte zu jenem offenen Kreis von Menschen, die sich – wo immer – in der Haltung gegen das Böse wiederfanden, die sie ohne Abrede zu gleichen Stellungnahmen führte.

In Wien hatte Alice, Tochter eines jüdischen Arztes, das Gymnasium besucht. Frühzeitig der bildenden Kunst zugetan, hätte sie Kunstgeschichte studiert, wenn nicht (wie oft) einem Kinde Unrecht getan worden wäre. Ihre Deutschlehrerin war Frau Professor F., eine der führenden Persönlichkeiten der sozialdemokratischen Schulreform in Wien. Diese liess die Schulklasse der 14jährigen einen Aufsatz mit frei gewähltem Thema schreiben. Alice schrieb über «Plakate in der Stadt», analysierte Bilder und Schriften. Mit Eifer arbeitete sie wochenlang, um dann ihre Arbeit mit der lakonischen Bemerkung «nicht selbst geschrieben» zurückzubekommen. Nach diesem Vorfall weigerte sie sich, in die Schule zurückzukehren. Sie besuchte die Kunstgewerbeschule und wurde eine Kunstgewerblerin mit eigenen Ideen, die ihr, wo immer sie lebte, zu einem Einkommen verhalfen. Kunstgeschichte studierte sie Jahrzehnte später in New York und lehrte sie danach an einer amerikanischen Universität. Nach dem Einmarsch der deutschen Armee in Wien vermehrte die österreichische Emigration die Pariser Flüchtlingsgesellschaft. Mit dieser Emigration kam auch Frau Prof. F. nach Paris. Nun im gleichen Schicksal verbunden, suchte Alice ihre ehemalige Lehrerin auf und brachte das Gespräch auf jenen Aufsatz. Frau Professor F. konnte sich an nichts erinnern.

Mit der österreichischen Emigration kam auch der junge Jurist Alfred Landau, Kurts jüngerer Bruder, mit seiner Frau Blanka, der auch noch nicht wusste, dass er einmal bei den Vereinten Nationen in New York einen Direktorposten einnehmen würde, sondern, wie noch zu berichten sein wird, erfreut war, als ihm ein Handel mit Toilettenartikeln zufiel.

Haushalt und Unterhalt

Während ich Paris und die dortige Emigration kennenlernte, hatte Frieda in Manchester mit der Familie, für die sie arbeitete, schlechte Erfahrungen gemacht. Mann und Frau bereiteten sich als Ärzte auf ein britisches Examen vor. Die Mittel waren knapp, aber sie hielten sich eine Hausgehilfin, und Frieda musste sich um die Kinder kümmern, weil die Eltern den ganzen Tag ausser Haus waren. Es wurde am Essen gespart, und die Leute waren eingebildet und unangenehm. Einige Mitglieder der SAP, die Frieda in Manchester gefunden hatten, rieten ihr, nicht weiter in

Haushalt zu arbeiten, und halfen ihr, eine Anstellung in einem Hotel in Wales zu finden. Als Ausländerin, die keine Arbeitserlaubnis für eine solche Arbeit hatte, wurde sie entsprechend schlecht bezahlt, aber doch besser als im privaten Haushalt. Natürlich machte sie Erfahrungen. Lernete etwa, dass es in einer Hotelküche nicht unbedingt sehr sauber zugeht, und machte Bekanntschaft mit Kellnertricks. Bestellte ein Gast besonders starken Kaffee, so wurde «Kaffee extrastark» in die Küche gerufen, wo immer dasselbe Getränk in die Kannen gefüllt wurde. Nach einiger Zeit aber machten die Behörden Schwierigkeiten, weil Frieda keine Arbeitserlaubnis für einen Hotelbetrieb besass, und da ich das Junggesellendasein keineswegs schätzte, siedelte Frieda mit ihrem Koffer nach Paris über. Wir zogen in ein Hotel garni, wo das Zimmer mit Kochecke, seiner vergilbten Tapete und den heruntergessenen Stühlen Traurigkeit ausstrahlte und wo die Sicherung durchbrannte, wenn man in der Nachttischlampe die 15-Watt-Birne durch eine stärkere ersetzen wollte. Die von zu Hause mitgebrachte Visitenkarte, die manche deutschen Emigranten hier an die Zimmertür hefteten, stand manchmal sehr in Kontrast zu der wackeligen Stiege, die der Besucher hinaufzusteigen hatte. Zu den Emigrantengeschichten gehörte die vom Philologen Dr. Kohn, den man nachts mit der Aufforderung weckte, rasch eine Entbindung vorzunehmen, und dem man, als er auf seine fehlende Befähigung für diese Tätigkeit hinwies, bedeutete, dass auf seiner Karte «Dr.» zu lesen war.

Da Jenny Redner, mit der wir in Charlottenburg in der Illegalität zusammengearbeitet hatten und die nun zur Funken-Gruppe gehörte, eine Tochter in die Welt gesetzt hatte und nicht länger in der Dachkammer, die sie in einem Neubau in Neuilly bewohnte, bleiben konnte, mieteten wir gemeinsam eine 2-Zimmerwohnung in der Arbeitervorstadt Issy-les-Moulineaux. Möbel erstanden wir teils auf dem Flohmarkt, teils erhielten wir sie als Geschenk. Mit einer regelrechten Miete im Budget galt es, das nötige Geld heranzuschaffen. Jenny war eine gute Schneiderin und bekam Aufträge, da ihre Kundinnen sie weiterempfahlen. Frieda fand ebenfalls wieder als Haushaltshilfe Arbeit. Mit mir war das schon schwieriger. Hanna Eisfelders Assistance médicale liess mich wissen, dass eine jüdische Hilfsorganisation eine Arbeit zu vergeben hatte. Ich eilte dorthin und erfuhr, dass man jemanden suchte, der Rückzahlungen der an Emigranten ausgeliehenen Gelder eintreiben sollte. Die Bezahlung sollte wesentlich in Prozenten der eingebrachten Gelder erfolgen. Ich lehnte höflich ab. Eines Tages nun ging ich an einem Torbogen vorbei, unter der ein Emigrant, der zu der sogenannten Versöhnler-Gruppe der KPD gehörte, einen Stand errichtet hatte und hier Waren aller Art zum Verkauf feilhielt. Ich blieb für eine Unterhaltung stehen, in deren Verlauf er mir vorschlug, Toilettenartikel in Emigrantenkreisen zu verkaufen. Er bot sich

an, mir diese zu einem Preis zu verschaffen, der es mit erlaubte, sie mit Gewinn unter dem üblichen Ladenpreis anzubieten. Seife und Rasierklingen brauchte jedermann, und die Bessergestellten würden auch noch andere Dinge erwerben. Ich nahm das Angebot an und investierte in einen Musterkoffer und ein Notizbuch. Zunächst besuchte ich die mir bekannten politischen Emigranten, allerdings nicht zu viele an einem Tag, denn zumeist folgte der Vorführung meiner Kollektion eine politische Debatte, die mehr Zeit verbrauchte als der geschäftliche Teil. Meine ersten Kunden gaben mir andere Adressen, und so kamen zunehmend solche von zahlungskräftigeren nicht-politischen Emigranten dazu. Nach und nach fanden sich auch einige französische Kunden. Die Frau des Verlegers Nathan kaufte mir gleich eine grössere Menge ab, woraufhin ich nicht wagte, wieder dort vorzusprechen, weil ich annahm, sie hätte für ein Jahr Vorrat gekauft. Überhaupt war es mir peinlich, zu oft meine Kunden zu belästigen, weil ich fürchtete, sie fühlten sich gedrängt, mir mehr abzunehmen, als sie brauchten. So blieb das erzielte Einkommen ausserordentlich gering. Immerhin erging es mir noch besser, als es Kurt Landau und auch Lutz bei Versuchen, durch Handel Geld zu verdienen, ergangen war. Kurt Landau hatte die Vertretung einer Firma übernommen, die einen Apparat herstellte, der den Geruch in Gasthaustoiletten verbessern sollte. Der Apparat wurde beim ersten Besuch bei dem Gastwirt aufgehängt und dann alle vier Wochen gegen eine Abonnementszahlung gefüllt. Die meisten Gastwirte, die Kurt besuchte, hatten nichts gegen das Aufhängen des Apparates, aber machten nicht mehr mit, wenn es hiess, für die Füllung zu zahlen. So musste Kurt diese Arbeit bald aufgeben. Ehe er nach Spanien ging, verdiente er sich mit Mühe und Not den Lebensunterhalt durch den Verkauf von koscheren Würsten und «Delikatessen», wofür er früh morgens mit zwei schweren Koffern auf Tour gehen musste. Lutz wiederum hatte, ehe er seine Anstellung bei der Bank bekam, versucht, Tüten mit Erdnüssen an die vor den Kaffeehäusern sitzenden Gäste zu verkaufen. Er begann seine Tour mit einem grossen Korb voller Tüten, ohne sich jedoch in den Grundlagen des Erdnusshandels auszukennen. Kaum hatte er nämlich begonnen, seine Erdnüsse anzubieten, als ein Algerier auftauchte und ihn freundlich, aber bestimmt darauf aufmerksam machte, dass Erdnüsse von Algeriern verkauft würden und dass dies hier sein Revier wäre. Sollte er, so fügte er hinzu, in dieses Revier etwa eindringen wollen, so müsste er ihm leider ein Messer zwischen die Rippen stossen. Mit dieser Lehre in praktischer Ökonomie endete dieses Unternehmen.

Aus Gründen, zu denen ich noch komme, trat ich nach einiger Zeit meinen Handel an Kurts Bruder, Dr. jur. Alfred Landau, ab, der mit der österreichischen Emigrationswelle nach Paris gekommen war. Bald konnte

er mir mitteilen, dass das Geschäft nicht schlecht ginge und seinen Mann ernährte. Vielleicht vertraute man ihm deshalb in späteren Jahren bei den Vereinten Nationen die Leitung einer Abteilung an, die sich mit internationalen Finanzfragen beschäftigte.

Politische Moral

Die Moskauer Prozesse und die Verleumdungskampagnen der Kommunisten hatten ein Problem gestellt – das der politischen Moral –, dem in der Arbeiterbewegung bis dahin wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden war. Es begann, mich zu beschäftigen. Trotzki hatte bereits über «Ihre Moral und unsere» geschrieben. Wie üblich hatte er mit Brillanz seinen Standpunkt vertreten, aber eben von diesem Standpunkt aus schien mir nicht die befriedigende Antwort zu kommen. Im Grunde sagte er eigentlich nur, dass das, was den wahren Interessen der Arbeiterbewegung und des Sozialismus entspreche, moralisch wäre, und gerade da schien mir das Problem sich erst zu stellen. Der von Nelson gegründete Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK) hatte allerdings immer viel von Moral gesprochen, aber bei ihnen handelte es sich um eine sehr persönliche Moral, die Abstinenz und Vegetarismus einschloss; am politischen Problem gingen sie vorbei. Rosa Luxemburg hatte einmal gesagt, das Moralische verstehe sich von selbst, und hatte dabei auch nur an persönliches Verhalten gedacht. Sie hatte die Selbstentfaltung des Bolschewismus im Stalinismus ja nicht erlebt. Was mich jedoch beschäftigte, war die Überzeugung, dass die sozialistische Idee in sich selbst eine moralische Haltung im Bereich des Politischen enthalten müsse, die es zu entwickeln gelte.

Es drängte mich, meine Gedanken hierüber zu ordnen, indem ich sie niederschrieb. Die Idee zu dem Thema lag ja wohl in der Luft und fand Ausdruck in Silones Roman «Brot und Wein», der um dieselbe Zeit entstand.

Eine Reihe von Einflüssen wirkten auf meine Behandlung des Themas. Eine grundlegende Rolle spielte die Adlersche Individualpsychologie mit ihrer Lehre von der Logik des menschlichen Zusammenlebens. Das Gemeinschaftsgefühl, das in der Individualpsychologie sowohl Ausgangspunkt wie therapeutisches Ziel war, entsprach ja der dem Sozialismus zugrundeliegenden – wenn auch vielfach verschütteten – Ethik. Für eine sozialistische Moralkritik wesentlich erschien mir vor allem aber Rühles Lehre von den autoritären Beziehungen, die in der bürgerlichen Gesellschaft alle Organisationen einschliesslich der Arbeiterparteien prägen und ohne deren Auflösung sich sozialistische Verhältnisse nicht bilden können. Vergebens suchte ich in der Bibliothéque Nationale nach Literatur,

die mein Thema unmittelbar betraf, doch fand ich schliesslich einige wenige wichtige Hinweise. Der von Marx wegen seines Verständnisses seines Werkes «Das Kapital» so gelobte Arbeiterphilosoph Josef Dietzgen, den in Deutschland kaum jemand mehr gelesen hatte, lenkte meine Aufmerksamkeit darauf, dass die Idee des Besitzes einer absoluten Wahrheit der Urgrund aller Intoleranz ist. Schliesslich aber brachte mich Lassalles Hinweis auf die Dialektik, die zwischen Zweck und Mittel herrscht, auf die wesentliche Fährte. Dass der Satz «der Zweck heiligt die Mittel» nur stimme, wenn die Mittel dem Zweck entsprechen und dieser schon in ihnen angelegt ist, war eine grundlegende Einsicht für die politische Moral. Die Behauptung, alle Mittel wären recht, die unserer (gerechten) Sache halfen, die in der kommunistischen Bewegung so selbstverständlich geworden war, hielt der Kritik nicht stand. Die Mittel, die Stalin anwandte, dienten seiner Diktatur, und dieser und kein anderer Zweck war in ihnen angelegt. Abgesehen aber von den in Deutschland beiseite geschobenen Klassikern des Sozialismus, die ich hier in Paris wiederentdeckte, kam ein entscheidender Denkanstoss von Marx' Jugendschriften, die 1932, also gerade vor dem Ende der Weimarer Republik, von S. Landshut und I.P. Mayer im Kröner Verlag in Leipzig zum erstenmal veröffentlicht worden waren. Die beiden kleinformatischen Bände, die jetzt in meine Hand kamen, bestätigten weitgehend die Marx-Interpretation Rühles. Marx' Kritik des «rohen Kommunismus» und der Bürokratie als Vertreterin der Staatsraison wurden zu entscheidenden Momenten in der Argumentation meines Buches, das vor Ausbruch des Krieges zu Ende geschrieben wurde. Als es dann nach dem Kriege gedruckt wurde, übte es erheblichen Einfluss aus und hinderte manche, darunter solche, die später im demokratischen Leben der Bundesrepublik eine Rolle spielen sollten, in den Herrschaftsbereich Ulbrichts abzuwandern.

Das Frankfurter Institut

In der Niederschrift meiner Gedanken «Zur Kritik der politischen Moral» spielte wohl auch der Einfluss von Max Horkheimer eine Rolle.

Im Lesesaal der Prager Karls-Universität hatte ich zum erstenmal die «Zeitschrift für Sozialforschung», die das Institut seit 1932 herausgab, in die Hand bekommen. Ich war unmittelbar beeindruckt von der Art, in der von Marx herkommende Ideen hier in eigener Weise gestaltet worden waren. Wenn sie aus akademischer Vorsicht nicht als «Marxismus», sondern als «Kritische Theorie» dargeboten wurden, so waren die Autoren schon dadurch von der üblichen Methode befreit, sich durch Zitate als rechtmässige Erben ausweisen zu wollen. Es war aber nicht nur das. Hier

spürte man, dass selbständiges Denken am Werk war. Gleichzeitig aber ging es nicht nur um kritische Betrachtung. Horkheimer sprach deutlich davon, dass die Zeit so wäre, dass das Sein geändert werden könnte. Durch Otto Rühle an einen unorthodoxen Gebrauch des Marxschen Erbes gewöhnt, fand ich vor allem in Horkheimers Aufsätzen die Hilfe im Verstehen der geistigen Auseinandersetzung der Zeit, die ich mangels Schulung suchte und brauchte. Horkheimer zeigte auch jene kritische Haltung gegenüber der Arbeiterklasse, die Rühle vermittelt hatte, wenn er von der Kritischen Theorie sagte, dass sie sich nicht an die Zustimmung einer Klasse halten könnte, deren Bewusstsein von der Gegenwart ideologisch beengt und korrumpiert sein kann. Auch in Friedrich Pollocks Aufsatz über planwirtschaftliche Tendenzen im Kapitalismus fand ich weitgehende Übereinstimmung mit Rühles unter dem Pseudonym «Steuermann» publizierter Schrift «Weltkrise – Weltwende», in der er den Kurs auf den Staatskapitalismus angekündigt hatte.

In Paris hatte das Institut ein Exilbüro im Quartier Latin im Gebäude der Ecole normale supérieure.

Durch Dr. Brill wurde ich hier mit einigen jüngeren Mitarbeitern des Büros bekannt, deren Namen mir entfallen sind. Horkheimer und die wesentlichsten Mitglieder des Instituts waren bereits in New York.

Im Zusammenhang mit meiner Arbeit an der Moralkritik hatte ich einige Seiten über den Zeitgeist geschrieben, in denen, soweit ich mich erinnern kann, von der Herabwürdigung des Menschen zum blossen Material im Produktionsprozess und durch die bürokratischen Apparate – seine eigenen Schöpfungen – die Rede war. Dr. Brill schickte sie mit Papieren des Büros nach New York. Nach einiger Zeit kam ein Brief von Horkheimer, den ich hier wiedergebe. Er zeigt nämlich trotz seiner Kürze wesentliche Punkte seiner Haltung, vor allem die Abneigung gegen den Gebrauch allgemeiner Worte aus dem ethischen Bereich, die leicht zur billigen Phrase werden können, und eine Vorsicht gegenüber der Kritik der Zeit, damit solche nicht als eine romantische Sehnsucht nach der vorkapitalistischen Gesellschaft erscheine.

25 FEB 1939

429 WEST 117TH STREET
NEW YORK, N. Y.

16. Februar 1939.

Lieber Herr Jacoby,

Für die Uebersendung Ihrer Arbeit danke ich Ihnen. Unter den vielen Manuskripten, die aus Europa und den sonstigen Erdteilen gegenwärtig bei uns zusammenkommen, gehört sie zu dem ganz wenigen, das uns nahe und sympathisch ist.

Diese Probe Ihrer Gesinnung und Interessenrichtung ist ein Beispiel für die Anlässe, aus denen wir es aufrichtig bedauern, nicht drüben zu sein. Es scheint mir nämlich, dass es dort immerhin mehr Menschen gibt, denen wir im Entscheidenden weiterhelfen könnten, als hier. Was Sie auf Seite 2 über die Arbeitsteilung sagen, liesse sich zu einer sehr wichtigen Analyse der grundlegenden Prozesse entwickeln, die zum Umschlag in den totalitären Staat führen, ebenso die Betrachtungen über die Bürokratie.

Ich glaube, dass Ihr Verfahren mit der Zeit noch dadurch gewinnen wird, dass Sie Ihr Misstrauen gegen unmittelbare positive Kategorien schärfen. Begriffe wie der des Humanitären und der Solidaritätsmoral sind äusserst vorsichtig zu gebrauchen. Solche Worte enthalten die Gefahr, für allzu viele akzeptabel zu sein. Der Unterschied zwischen Ihrer Kritik am Faschismus und der Kritik jener, die bloss von ihm zur Seite gesetzt wurden, muss sogleich herauspringen. Wenn Sie etwa den Satz zitieren, dass der Mensch unter der Herrschaft des Apparats das Wesentliche verlöre, so wäre es zwar schwierig, dieses verlorene Wesentliche näher zu bezeichnen, weil es sich nicht so sehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft bezieht, sicher ist jedoch, dass die Erinnerung an den philosophischen Bezirk, dem Sie es entnehmen, Ihre Argumentation eher belastet als durchsichtiger macht. Der Glaube an ein Ursprüngliches, Innerliches oder Wesentliches oder sonstige Urbestände, die verloren gegangen seien und auf die wir uns etwa wieder zu besinnen hätten, wäre in der Tat sehr schwer zu rechtfertigen.

Mit gutem Grund wenden Sie sich gegen die Rückgratlosigkeit vor dem Fetisch des Apparats. Sie fordern dagegen die Beibehaltung des charakterlichen Moments. Daran ist bestimmt viel Richtiges, aber ich glaube Sie ja nicht erst darauf hinzuweisen, dass der Kampf gegen den Apparat und für den Charakter ursprünglich zur autoritären Ideologie gehört. Es ist unendlich schwer, solche Begriffe nur in den richtigen Vermittlungen, ja ich möchte sagen, mit dem richtigen Mass von Ironie zu gebrauchen, durch die dann die Beziehung auf das Ganze der Kritik, das ja bekanntlich allein das Wahre ist, gewahrt bleibt. Hier kommen Probleme des Stils ins Spiel, die mir selbst das Schreiben gegenwärtig so schwer machen, dass ich kaum zu endgültigen Formulierungen komme.

Meine kurzen Bemerkungen mögen Ihnen zeigen, dass ich Ihre kleine Arbeit ernst genommen habe.

Mit freundlichen Grüssen

Herrn Jacoby

Der Brief soll aber auch belegen, dass eine Kritik am Institut, die im Umlauf war und auch in gewissem Grad in die Geschichtsschreibung eingegangen ist, nur bedingt richtig sein kann. Es hiess, dass das Institut gegenüber Emigranten, die nicht zum inneren Kreis gehörten, wenig hilfreich war. Das Problem muss wohl darin gesehen werden, dass das Institut sein Vermögen aus Deutschland gerettet hatte und dass durch dessen Vorhandensein die Beziehungen zu anderen Leuten quasi vergiftet wurden. Intellektuelle, die in Not waren, hielten das Institut für knausrig, während dieses einen Abwehrreflex entwickelte, in der Furcht, man nähere sich ihm nur des Geldes wegen. Ich wusste von diesem Gelde damals nichts, und als eine völlig unbekannte Person ohne akademische Ausbildung war meine zufällige Bekanntschaft mit dem Pariser Bureau ohne jede Erwartung. Dass Horkheimer auf die ihm zugesandten Seiten eines Unbekannten einging, ermutigte mich dann allerdings, mein Büchlein, für dessen Veröffentlichung damals keine Möglichkeit bestand, fertigzustellen. Auch erhielten wir einige geldliche Zuwendungen und eine Zahlung für einen Ferienaufenthalt in La Rochelle, wo René Bertholet, der unermüdlich aktive Schweizer ISK-Mann, uns in einem den Gewerkschaften gehörenden Hotel zu einem niedrigen Preis unterbrachte. Es erschien uns fast paradox, dass man im Exil auf eine Ferienreise gehen konnte. Dass wir schliesslich nur durch die Hilfe Horkheimers nach Amerika entkommen konnten, wird noch erzählt.

Ausgewiesen

Der Grund dafür, dass ich meinen Handel mit Toilettenartikeln aufgab, war, dass eines Tages der Comte de M., ein protestantischer Adliger, in der Assistance médicale erschienen war und darlegte, dass er in der Nähe von Paris ein Haus erworben hatte, in dem er Insassen eines Berliner jüdischen Waisenhauses, die dort evakuiert werden müssten, unterbringen wollte. Er suchte einen Leiter für das dort einzurichtende Heim. Hanna Eisfelder schlug mich vor. Meine Bekanntschaft mit Monsieur de M. entwickelte sich zufriedenstellend. Das Heim sollte in Combs-la-Ville sein, wo er bereits in einem alten Schloss ein Heim für französische Mädchen unterhielt. Ich wurde zum endgültigen Abschluss einer Vereinbarung zum Mittagessen in die gräfliche Wohnung in Paris eingeladen. Es war für mich ein recht unkomfortables Essen. Ich sass mit dem Comte und seiner Frau an einer langen Tafel in einem grossen Speisesaal, und ein Diener mit weissen Handschuhen reichte die Speisen herum. Es kam mir aber bald zu Bewusstsein, dass de M. keineswegs ein reicher Mäzen war, sondern wohl als Verwalter eines Fonds arbeitete. Er hatte lange in Amerika

gelebt und schien ein etwas abenteuerliches Leben hinter sich zu haben. In der anschliessenden Unterhaltung kamen wir recht gut miteinander aus und einigten uns über meine Anstellung. Um diese legal möglich zu machen, bedurfte es allerdings einer Arbeitserlaubnis, die man aber nur beantragen konnte, wenn man eine Aufenthaltserlaubnis hatte.

Eine Aufenthaltserlaubnis – *permis de séjour* – war der Wunschtraum aller Emigranten, der sich nur für eine kleine Minderheit verwirklichte. Frieda und ich hatten aber vorläufig nur, was man paradoxer Weise einen verweigerten Aufenthalt, vorläufig verlängert – *refus de séjour, prolonge* – nannte. Es war die ständige Qual der meisten politischen Emigranten, um Verlängerung dieses Schwebezustandes vorsprechen zu müssen. Zu diesem Zweck musste man zur Präfektur gehen. Man wanderte dort mit Bangen durch die düsteren Korridore des grossen Gebäudes, stieg klopfenden Herzens viele Stufen herauf, pochte an den zuständigen Schalter und reichte sein Papier hinein. Der Schalter wurde wieder zugeschlagen, und man nahm für unbestimmte Zeit auf einer der langen Bänke im Warteraum neben anderen Leidensgefährten Platz. Don hörte man Unterhaltungen über abgelehnte Verlängerungen, Verhaftungen, Ausweisungen und andere unerfreuliche Dinge. Sie trugen nicht zur Beruhigung des Gemütes bei. Als einziges Hilfsmittel wurde die Möglichkeit erwähnt, mit dem Papier eine Zigarettenschachtel mit einem Geldschein in den Schalter zu schieben. Bald nach meiner Vereinbarung mit dem *Comte de M.* war die Verlängerung meiner Aufenthaltsverweigerung fällig – Friedas Papier hatte seinen eigenen Rhythmus. Ermuntert durch meinen Erfolg bei *de M.*, war ich diesmal weit weniger ängstlich als sonst, obwohl die Wartezeit sich ungewöhnlich lange hinzog. Endlich wurde mein Name aufgerufen. Der Beamte schmiss mir ein Papier zu und schloss den Schalter. Ich schaute auf das Papier. Diesmal war die Aufenthaltsverweigerung endgültig, es gab keine Verlängerung. Ich war aufgefordert, Frankreich innerhalb einer Woche zu verlassen.

Kurz zuvor hatten wir in Erwartung unserer Übersiedlung in das Heim die Wohnung in Issy-les-Moulineaux aufgegeben und hatten im selben Stadtteil ein Zimmer in einem «Hotel garni» gemietet. Das Zimmer war so klein, dass immer nur einer von uns sich diesseits oder jenseits des grossen französischen Bettes, das in der Mitte stand, aufhalten konnte. Bei der Eingangstür war ein Waschbecken und eine Kochplatte; wollte Frieda in die «Küche», wie wir diese Ecke euphemistisch nannten, so musste ich auf die Fensterseite hinüber. Als wir mieteten, hatte die Wirtin gesagt, es gäbe im Untergeschoss ein Badezimmer. Eines Tages fragten wir, ob wir dort ein Bad nehmen könnten, eine Frage, die die Wirtin in Verlegenheit brachte, denn die Badewanne war mit Blumentöpfen aller Art vollgestellt, deren Entfernung beträchtlichen Arbeitsaufwand verursacht hätte;

so zogen wir es vor, in eine städtische Badeanstalt zu gehen.

Eine Woche nach der endgültigen Ablehnung meines «permis de séjour» war nun mein Aufenthalt in Paris illegal. Da zu erwarten war, dass die Polizei im Hotel nachfragen würde, ob ich abgereist wäre, musste ich untertauchen. Ich zog wieder bei Lutz und Clairette ein. Monsieur le Comte versprach, alles zu tun, um eine Aufenthaltsbewilligung für mich zustande zu bringen. Er benötigte dafür eine Bescheinigung darüber, wo ich von wann bis wann in Paris gewohnt hatte, die von den Hauswirten oder Hausverwaltern ausgestellt werden musste. Von unserem Hotel, wo die Polizei inzwischen bereits nachgefragt hatte, konnte Frieda die Bescheinigung leicht erhalten, während ich mich auf den Weg machte, um das benötigte Papier von den übrigen Vermietern zu erhalten. Auf diesem Weg traf ich auf der Strasse Kuno Brandel (der nach dem Kriege in Frankfurt Chefredakteur von «Metall», der Zeitung der Gewerkschaft Metall, wurde. Später wechselte er in derselben Funktion zum Holzarbeiter-Verband über, da er der mehr gemässigten politischen Haltung von Leber zuneigte). Damals hielt er zu jenem Teil der KPO, der für Lovestone eintrat, d.h. für Defaitismus im Kriegsfall. Kuno war ein freundlicher und angenehmer Mensch. Wir freuten uns über das zufällige Zusammentreffen und unterhielten uns eine Weile. Er fand diesen Zufall besonders erfreulich, weil er ihm erlaubte, mir auf der Stelle die eben schriftlich fixierte Stellungnahme seiner Fraktion zur Kriegsfrage zu überreichen. Ein umfangreiches, vervielfältigtes Manuskript wechselte von seiner Aktentasche in die meine über. Die Aktentasche war ein Zeichen, an dem man einen deutschen Flüchtling in Paris leicht erkennen konnte. Ich versprach, das Manuskript noch am selben Abend gründlich zu studieren und an Lutz weiterzugeben. Mein Weg führte mich von dieser Strassenecke zu dem Besitzer des Hauses, in dem wir in Issy gewohnt hatten. Er war ein russischer Jude, der irgendwann nach der Revolution nach Frankreich gekommen war. Er suchte in seiner Schreibtischschublade und behauptete, er könne kein Formular finden, werde es aber in einem anderen Büro im Hause holen. Ich wartete sehr lange und ungeduldig. Endlich erschien er mit dem ausgefüllten Formular. Als ich aber das Haus verlassen wollte, traten im Hausflur zwei Polizisten auf mich zu und forderten mich auf, mit ihnen zu kommen. Offensichtlich hatte die Polizei auch bei diesem Hauswart nach mir gefragt, und er hatte, während er mich warten liess, die Polizei angerufen. Auf der Polizeiwache wurde ich beschimpft, weil sie mich hätten tagelang suchen müssen. Ich fürchtete sehr, dass sie mich in ihrem Ärger verprügeln würden, was bei der Pariser Polizei durchaus üblich war. Es war aber schon Abend geworden, und die Wache sollte geschlossen werden. Ich wurde durchsucht und, nachdem man alles, was ich bei mir hatte, und natürlich auch die Aktentasche in Verwahrung genom-

men hatte, in eine Zelle verbracht, in der es einen Strohsack, einen Wasserkrug und einen Kübel gab. Am nächsten Morgen erhielt ich einen Blechbecher mit schwarzer Brühe und ein Stück Brot. Dann fuhr ein Polizist mit mir in der Metro zur Prefektur. Eine Gelegenheit, ihm auf der Fahrt zu entweichen, ergab sich ebenso wenig, wie die, das Manuskript aus der Aktentasche zu «verlieren», obwohl ich letzteres mehrfach versuchte.

Auf der Prefektur wurde ich in einen grossen Raum gebracht, der mit Menschen vollgestopft war. Es waren, wie sich rasch herausstellte, alles Inhaber eines nicht «verlängerten» *refus de séjour*, die der Nicht-Abreise schuldig waren. Von Zeit zu Zeit wurde ein anderer «Fall» hineingelassen. War diese Einlieferung zunächst ein ziemlich friedlicher Vorgang, so schreckten wir auf, als plötzlich ein langer dürrer Mensch, von zwei Polizisten gezerrt, in das Zimmer mit einem wuchtigen Stoss hineingeworfen wurde. Seine Kleidung war schäbig und abgenutzt. Die Nase blutete, und das Gesicht war zerschlagen. Es stellte sich heraus, dass es ein aus Österreich stammender Landstreicher war, der offenbar leicht schwachsinnig war. Er hatte in einer Dachkammer gehaust, und als die Polizei ihn dort abholen wollte, hatte er einen Polizisten mit einem Fusstritt die Treppe herunter gestossen. Sein bejammernswerter Zustand war die Folge dieser Handlung. Inzwischen hatte in einem Nebenraum die Arbeitszeit begonnen. Als erste wurden zwei Chinesen durch die Verbindungstür hinein beordert. Wir hörten eine laute Stimme sagen: «Ihr seid immer noch hier?» Die Stimme wurde bald von klatschenden Schlägen begleitet, die ein lautes Jammern und Schreien zur Folge hatten. Ich bereitete mich in Gedanken auf diese Behandlung vor. Dabei fiel mir der Schlüssel zu Lutz' Wohnung ein, den ich in der Rocktasche hatte. Wenn man ihn fände und unter Schlägen Auskunft über das Schloss, zu dem er passte, haben wollte? Ich meldete mich bei der vor der Tür postierten Wache und verlangte auf die Toilette geführt zu werden, wo ich den Schlüssel hinter einem Rohr versteckte, in der Hoffnung, ihn vielleicht dort wieder holen zu können.

Endlich kam die Reihe auch an mich. Ich war offensichtlich kein interessanter Fall. Man erklärte mir, dass ich in Untersuchungshaft käme und wegen Nichtbefolgung eines Ausreisebefehls vor Gericht gestellt werden würde. Das bei mir gefundene Manuskript ginge zu den Akten. Bald darauf wurde ich mit den meisten Insassen des Zimmers in einen anderen grossen Raum geführt, der ringsherum mit schmalen Türen versehen war. Diese Türen wurden aufgeschlossen und jeder in eine winzige Zelle eingeschlossen. Nach einer Weile wurden die Türen noch einmal geöffnet und eine Blechschüssel mit Suppe hereingereicht. Alles war nun still. Plötzlich jedoch ertönten Schritte schwerer Stiefel und irgendwo drehte sich ein

Schlüssel im Schloss. Gleich darauf ertönte fürchterliches Schreien, dann Stöhnen und schliesslich nur noch leises Wimmern. Das Schloss wurde wieder geschlossen, und die Schritte entfernten sich. Als wir am nächsten Morgen in die ‚Santé‘, das berühmte Gefängnis von Paris, abtransportiert wurden, sah ich, dass der österreichische Landstreicher völlig zerschlagen war. Er weinte nur noch leise vor sich hin.

In der Santé begann das übliche Gefängnisritual: Personalaufnahme und Filzen. Letztere Aufgabe war einem kleinen schwächlichen Gefangenen übertragen, der, nach seiner Fingerfertigkeit zu urteilen, wahrscheinlich ein Taschendieb war. Nachdem er meine Taschen alle geleert hatte, schwenkte er triumphierend meine Jacke, holte eine Schere und schnitt aus dem Futter eine 10 Dollar Note heraus. Ich hatte völlig vergessen, dass mir Hanna Eisfelder vor unserer Abreise von Prag diese Note aus Paris geschickt hatte und Frieda sie als Notgroschen diebstahlsicher in das Futter eingenäht hatte. Der Vorfall wurde zu Protokoll genommen. Ich erhielt eine Bescheinigung für alle mir abgenommenen Sachen einschliesslich Hosenträger und Schnürsenkel und trat mit schlappenden Schuhen in eine geräumige Zelle ein, wo ich von zwei Insassen begrüsst wurde.

Ich musste ihnen mich und meinen Fall vorstellen und hörte ihre Berichte. Wir vertraten drei Nationen. Der Franzose, ein Mann um die vierzig herum und Familienvater, war ein typischer Pariser Kleinbürger. Er betrieb einen Strassenhandel mit Süswaren und hatte gestohlene Schokolade verkauft. Die Anklage lautete auf Hehlerei. Der andere Mitbewohner unserer Zelle war ein Italiener aus Mailand, ein prächtig aussehender blonder Bursche in den 20er Jahren. Er war Leutnant in Mussolinis Armee gewesen und desertierte, als man ihn zur Unterstützung Francos nach Spanien schicken wollte. Er hatte bereits drei Monate wegen unerlaubten Aufenthalts in Frankreich abgesessen und stand nun vor seiner zweiten Verurteilung. Ein Land, in das er hätte abreisen können, gab es nicht. Von meinen Mitbewohnern erhielt ich die notwendige Aufklärung über den Ablauf des Tages in der Santé und die Rechte eines Gefangenen wie Einkauf von Zusatznahrung und Schreiberlaubnis. Von der letzteren machte ich sofort Gebrauch, denn Frieda wusste seit drei Tagen nicht, wo ich verblieben war.

Der Drei-Nationen Bund in unserer Zelle entwickelte rasch ein ausgezeichnetes Zusammengehörigkeitsgefühl. Der Italiener war am schlechtesten dran, er hatte niemanden, der sich um ihn kümmerte, und kein Geld, um einen Brief abzuschicken oder gar Lebensmittel oder Toilettenartikel einzukaufen. Der Pariser, der schon am längsten in der Santé war, stellte seine Vorräte zum gemeinschaftlichen Gebrauch zur Verfügung; seine Frau würde schon weiteres Geld senden. Am nächsten Tage wurde ich unerwartet aus der Zelle geholt und einem höheren Beamten in der

Hierarchie des Gefängnisses vorgeführt, der mir mitteilte, ich wäre wegen Verheimlichung eines Geldscheins zu einer Woche Dunkelhaft bei Wasser und Brot verurteilt. Mein Französisch reichte nicht hin, um mein «Urteil» völlig zu verstehen, und ich begriff es erst, als ich in eine halbdunkle Kellerzelle geführt wurde. Die Zelle war geräumig, hatte aber als Einrichtung nichts als eine Pritsche mit einem Strohsack und einer schmutzigen Decke. In einer Ecke gab es ein Gestell mit einer Suppenschüssel, einem Becher und einem Löffel und darunter einen irdenen Wasserkrug. In einer anderen Ecke war der Kübel. Am Tage wanderte ich meistens in der Zelle auf und ab. Nachts legte ich mich in meinen Sachen auf den Strohsack, wobei mich die Idee bedrückte, dass mein einziger anständiger Anzug dabei nicht besser wurde. Einmal am Tage wurde ein Brot hereingebracht und zweimal der Krug mit Wasser gefüllt. Das Brot hatten einen widerlichen sauren Geschmack und war nässlich. Da ich es sowieso nicht herunterschlucken konnte, erklärte ich am nächsten Tag den Hungerstreik. Der Wachbeamte nahm von dieser Erklärung keine besondere Notiz und schob mir weiter das Brot herein, das ich in der Ecke aufstapelte. Auf Verlangen brachte er mir jedoch Briefpapier und Feder und Tinte. So konnte ich einen Brief an den von der Lehrgewerkschaft benannten Anwalt schreiben.

Gegen das aufkommende Hungergefühl fand ich rasch ein Mittel. Ich roch an dem am ersten Tag angebissenen Brot, und aller Appetit verschwand. Dagegen stieg der Durst ständig an, und ich wartete mit Ungeduld auf die nächste Ausgabe des Wassers, trank hastig aus dem Krug und liess ihn rasch noch einmal füllen.

Einmal am Tage durfte ich für eine Viertelstunde aus der Zelle und zwischen zwei Gebäuden hin und her gehen. Man hatte mir ein Paar zersetzte Pantoffeln gegeben, und ein Hund, der wohl dem Pförtner gehörte, vergnügte sich damit, hinter mir her zu laufen und sich an den Pantoffeln festzubeissen, ein Umstand, der das Erniedrigende der ganzen Situation noch unterstrich. Am vierten oder fünften Tag wurde ich zu einer Sprechstunde aus der Zelle gelassen und sass gleich darauf mit dem Anwalt zusammen. Eine Stunde später wurde ich aus der Kellerhaft befreit, nachdem er bei der Leitung des Gefängnisses interveniert hatte. Ich wurde von meinen beiden Zellengenossen nicht nur mit grossem Hallo begrüsst, sondern auch mit für mich zurückgelegten Leckerbissen gespeist.

Am folgenden Tage bereits wurde ich zur Gerichtsverhandlung geholt. Da ich den Rasiertag versäumt hatte, hatte ich einen Stoppelbart, und mit meinem vom Liegen auf dem Strohsack zerknitterten Anzug sah ich wie ein Landstreicher aus. Mein Verlangen, für die Gerichtsverhandlung rasiert zu werden, fand keine Beachtung.

Bis zu dem Beginn der Gerichtssitzung wurde ich mit anderen dessel-

ben Verbrechens beschuldigten Angeklagten in eine Art Käfig im Vorraum des Gerichtssaals eingesperrt. Mehrere dieser Angeklagten waren jüngere Homosexuelle, die der grösseren Freiheit wegen aus Deutschland gekommen waren und den Eindruck erweckten, dass sie ihre sexuelle Ausrichtung auch zum Geldverdienen benutzt hätten. Es gab aber auch einen jüdischen Kaufmann aus der Tschechoslowakei, der ebenfalls eine Ausweisung erhalten hatte, aber mit seiner Freisprechung rechnete. Er hatte für viel Geld einen angesehenen Rechtsanwalt genommen.

Im Gerichtssaal wurden wir auf einer langen Anklagebank nebeneinander gesetzt. Ich kam ziemlich ans Ende der Bank zu sitzen. Den ersten Angeklagten widmete der Richter noch einige Aufmerksamkeit, die er dann aber aufgab. So fragte er: «Was wollten Sie in Frankreich? In Ihrem Koffer wurde Damenwäsche gefunden.» Der Angeklagte versuchte darzulegen, dass er Kabarettkünstler wäre und Verwandlungsrollen spielte. Er bekam aber die Antwort: «Solche Leute brauchen wir hier nicht. Sie haben der Ausweisung keine Folge geleistet. Drei Monate Gefängnis.»

Die folgenden Fälle aber gingen etwa so vor sich:

Richter: «Sie haben eine Ausweisung erhalten, sind aber nicht abgereist.»
Angeklagter: «Nein, Herr Richter, aber . . .»
Richter: «Also – drei Monate Gefängnis. Der Nächste.»

Der Abgeurteilte wurde abgeführt. Dem Nächsten erging es ebenso. Die Reihe kam an den Kaufmann aus Prag. Derselbe Vorgang wiederholte sich, als der Anwalt an die Barriere sprang. Der Richter aber winkte ab; der Prozess ist beendet. Gleich danach kam die Reihe an mich. Auf die übliche Feststellung «Sie sind nicht abgereist», erwiderte ich: «Herr Richter, hier liegt das Problem ganz anders.» Der Richter schaute verdutzt drein. Ich hatte aber bereits beobachtet, dass mein Anwalt zu dem Staatsanwalt gegangen war und auf ihn einredete. Und wirklich erhob sich jetzt der Staatsanwalt und erklärte, dass er die Anklage vorläufig zurückziehe, um dem Angeklagten Gelegenheit zu geben, seine Situation zu regeln. Er beantragte meine provisorische Freilassung. Der Richter entschied dem Antrag entsprechend, und ich wurde ins Gefängnis zurückgeführt, um meine Sachen dort in Empfang zu nehmen. Der Rechtsanwalt, wie er mir später erzählte, hatte in dem Staatsanwalt einen Schulfreund erkannt und ihm rasch erzählt, dass der Comte de M. einen Antrag auf Arbeitserlaubnis für mich gestellt hätte, worauf dieser in meine Freilassung einwilligte.

In der Gefängniszelle nahm ich rasch Abschied. Meine Mitinsassen waren begeistert über meine Freilassung, aber auch betrübt über den Abschied von mir. Ich fragte mich, was wohl aus dem Italiener werden würde. Er hatte als zweite Strafe sechs Monate Gefängnis zu erwarten. Was aber nachher? Er hatte keine Partei, die sich für ihn einsetzte, es gab keine Hilfsorganisation, die sich seiner annehmen würde. In Frankreich woll-

te man ihn nicht. In Italien würde er als Deserteur behandelt, in Deutschland an Italien ausgeliefert werden.

Vor dem Gefängnis wartete der Comte de M. schon seit dem Ende des Prozesses mit seinem Auto, um mich in Empfang zu nehmen. Mein Stoppelbart amüsierte ihn, und mein Schicksal erschien ihm höchst romantisch. Er behauptete, ich wäre einer jener Leute, die immer im letzten Moment gerettet würden. Von dem solidarischen Verhalten meiner Mitgefangenen war er begeistert und entschied, dass wir ihnen schnellstens ein Paket schicken müssten. Der Empfang dieses Paketes wurde von dem Pariser Hehler mit Worten des Dankes bestätigt. Er bat aber, nichts mehr zu schicken, seine Frau solle für ihn und der Italiener sei bereits zur Verbüßung seiner neuen Strafe abtransportiert worden, wohin, wisse er nicht.

Ein Heim für jüdische Kinder

Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis erhielt ich in Kürze, und das Strafverfahren wurde eingestellt. Für das Heim mussten nun Mitarbeiter gefunden werden. Als meinen Stellvertreter schlug ich den Lehrer Zimmermann vor, der in Prag zur Gruppe der Lehreremigranten gehört hatte und mit anderen im letzten Augenblick aus Prag herausgeflogen worden war. Die Kommunistische Partei hatte ihn wegen «Abweichungen! ausgeschlossen. Dies hatte eine Krise im Verhältnis zu seinem 16jährigen Sohn herbeigeführt, der mit ihm geflüchtet war; seine Frau hatte Deutschland nicht verlassen wollen. Er hatte den Sohn frühzeitig in die Kommunistische Jugendorganisation gebracht, nun betrachtete dieser den Vater als Abtrünnigen. Zimmermann wurde von de M. angestellt und sein Sohn in das Heim mit aufgenommen. Von anderer Seite war eine Kindergärtnerin sowie ein älteres Fräulein zur Instandhaltung der Kleidung empfohlen worden. Letztere war, wie sich herausstellte, die Schwester von Anna Grün und, wie diese, eine fanatische Parteikommunistin, jedoch weniger intelligent. In kritischer Situation entpuppte sie sich als Intrigantin. Die Kindergärtnerin wiederum hatte bald ein Verhältnis mit Zimmermann und wurde schwanger, was unserem Ansehen und vor allem unserer Beziehung zur Leiterin des Mädchenheims nicht zugute kam. Die Leiterin beriet den Comte in vielen Dingen und war eine streng religiöse Dame. Der Krieg setzte aber bald dem ganzen Experiment ein Ende.

Die Jungen aus dem Berliner Waisenhaus trafen ein. Sie waren zwischen sieben und siebzehn Jahre alt und kamen aus der deutschen Grossstadt direkt in ein französisches Dorf, aus einer religiösen Anstalt in ein Heim, wo Religion Privatsache war und keine Anstaltsatmosphäre herrschte. Sie hatten Familie, Freunde, bekannte Umgebung verlassen

und befanden sich in der Fremde. Einige von ihnen waren sehr intelligent, zwei oder drei leicht schwachsinnig. Die Älteren wollten im Rahmen des Möglichen religiöse Vorschriften halten, die Jüngeren waren eher zufrieden über die Befreiung von ihnen. Zu ihrem Empfang hatte ich ein schmales französisches Weissbrot – une flûte – von Tischlänge backen lassen. Wir liessen jeden davon ein Stück abbrechen und erklärten ihnen, dies sei das Brot des Friedens, und wer mit davon gegessen hätte, sei verpflichtet, mit den anderen in Frieden zusammenzuleben. Es war nicht nur die Länge, sondern auch die Weisse des Brotes, die sie überraschte. Die Symbolik des gemeinsamen Brotbrechens war in den ersten schwierigen Tagen von Nutzen. Das absolut Neue ihrer Lage schuf nicht nur Schwierigkeiten, sondern war auch nützlich. Ein Dreizehnjähriger überreichte mir sofort nach der Ankunft ein ärztliches Attest und bat, darauf Rücksicht zu nehmen, dass er ein nervöses Magenleiden habe. Ich erklärte ihm, ohne die Miene zu verziehen, das gäbe es in Frankreich nicht. Sein Magen bereitete niemals auch nur die geringste Schwierigkeit. Der erste Tag ohne Anstaltsdisziplin aber brachte einen Ausbruch von Wildheit. Innerhalb einer Stunde waren die Obstbäume des Gartens – reife wie unreife Früchte – restlos geplündert. Wir nahmen die Angelegenheit relativ ruhig auf und erklärten ihnen, dass es für die nächste Zeit keinen Nachtsch zum Mittag geben würde, für dessen Zubereitung die Früchte vorgesehen waren. Der französische Gärtner und die Damen des Mädchenheims waren aber über dieses Vorkommnis sehr erbost. Das Waisenhaus erbe brachte noch manche Schwierigkeiten. Eines Tages bemerkten wir, dass einer der älteren Jungen, dessen Mangel an Intelligenz leicht an Schwachsinn grenzte, von allen anderen gemieden wurde und völlig isoliert herumging. Weder er selbst noch die anderen wollten den Grund dafür angeben. Es brauchte eine ganze Weile, bis wir herausfanden, dass er einen der jüngeren zu sich ins Bett gezogen hatte. Die Älteren hatten daraufhin beschlossen, dass niemand mehr mit ihm sprechen dürfte, aber über den Vorfall selbst geschwiegen werden müsste.

Der Krieg wird Wirklichkeit

Hitler-Stalin-Pakt

Viele Franzosen glaubten, dass Hitler in München besänftigt worden sei. Sie bejubelten Daladier, als er im September 1938 von dort zurückkehrte. Die Stimmen, die sich gegen die Illusion erhoben, waren in der Minderheit. In den Kreisen der linkssozialistischen Emigration wurde weiter heftig über die Stellungnahme zu dem bevorstehenden Krieg debattiert. Zur Frage, ob das Frankreich Daladiers gegen Hitler verteidigt werden sollte, hatten wir die Gegenfrage, ob das Frankreich Daladiers in der Lage wäre, sich gegen Hitler zu verteidigen.

Gerüchte über ein Hitler-Stalin-Bündnis verbreiteten sich. Die Funken-Gruppe – durch Informationen eines unserer polnischen Freunde bestärkt – hielt diese Gerüchte für durchaus glaubhaft. Die Kommunisten und ihr Anhang ahnten nichts, hielten die Möglichkeit nicht einmal für diskutabel und führten die Gerüchte auf «faschistisch-trotzkistische Diversanten» zurück. Ihr Anliegen war und blieb die Volksfront gegen Hitler für die Verteidigung der Sowjetunion, in die die «Deutsche Volkszeitung» auch den Papst einschliessen wollte. Am Tage, nachdem der Pakt zwischen Hitler und Stalin aber Wirklichkeit geworden war, hiess es dann, er verkörpere den Friedenswillen der Völker.

In der Gruppe «Der Funken» wurde die Frage diskutiert, was aus uns im Kriegsfall werden würde. Im Gegensatz zur Mehrheit der deutschen Emigration, die überzeugt war, dass Frankreich nur auf ihren Beistand wartete, erschien es uns wahrscheinlich, dass man uns internieren würde. Hans Sch., der nach dem Tode Kurt Landaus in dem Bewusstsein lebte, dass die Führung an ihn gefallen wäre, fand es für notwendig, diese «Führung» in Sicherheit zu bringen. So beschloss er – wie weise menschliche Voraussicht sein kann! – nach Norwegen zu reisen, was am weitesten ab vom Kriegsschauplatz liegen würde. Mit Hilfe französischer Freunde gelangte er über die Grenze nach Belgien. Hier sollte Vereecken, dessen Gruppe dem Londoner Büro angehörte, weiterhelfen. Vereecken schlug vor, Hans eine Arbeit in einem belgischen Bergwerk zu beschaffen, wo er relativ sicher sein würde. Ein Vorschlag, der nicht recht mit dessen Vorstellungen von seiner politischen Aufgabe übereinstimmte, und so kehrte

er nach einigen Tagen nach Paris zurück – gerettet vom wahrscheinlich sicheren Tod, den er sonst bald in Norwegen gefunden hätte.

Internierung

Ich sass mit dem Comte de M. und der Leiterin des Mädchenheims am Radio, als die Kriegserklärung durchgegeben wurde. Für einige Augenblicke schwiegen wir, dann erklärte der Comte, er müsste sofort zu seinem Regiment nach Paris, und verlangte, dass ich mich mit Zimmermann freiwillig zur Armee melden sollte. Er rechnete nicht mit der «Vorsehung» der französischen Administration. Schon am nächsten Tag hatten wir die Aufforderung in der Hand, uns mit Essgeschirr, Decke und Proviant auf der Pferderennbahn von Maisons-Laffitte einzufinden. Um dorthin zu gelangen, mussten wir erst mit dem Zug nach Paris fahren. Der Pariser Bahnhof war überschwemmt mit Tausenden, die zu ihren Armeeeinheiten fuhren, und von Frauen und Kindern, die sie zur Bahn begleiteten. Andere wieder kamen in Paris an. Es war ein unübersehbares Gewimmel von Menschen. Da wir noch Stunden auf unseren Zug zu warten hatten, beschloss ich, einen Abschiedsbesuch bei Lutz und Clairette zu machen. Zimmermann fand es waghalsig, sich vom Bahnhof zu entfernen, so liess ich ihn mit meinen Sachen in einer sicheren Ecke zurück. Lutz hatte sich am folgenden Tag im Pariser Sportstadion Stade de Colombes zu melden. Ich wurde von der Masse der politischen Emigranten, die ja fast alle in Paris wohnten, getrennt, weil das Heim im Departement Seine-et-Oise lag. Die Mehrzahl derer, die sich zur Internierung in Maisons-Laffitte einfanden, waren entweder jüdische Emigranten oder aber Auslandsdeutsche. Auf der Rennbahn wurden wir zunächst in die Baracken der Billettverkäufer eingesperrt und von dort nach und nach zur Registrierung gerufen. Die jüdischen Emigranten wussten bereits genau, dass wir hier nur registriert und dann wieder entlassen werden würden. Es kam noch des öfteren der Augenblick, an dem sie «genau wussten», dass alles zu ihrem Besten entschieden werden würde; bis sie endlich lernten, dass niemand an ihrem Besten interessiert war. Sie waren sehr verwundert, als ich in der Billettbaracke anfang, Haken und Schrauben von den Wänden zu nehmen, die vielleicht einmal von Nutzen sein könnten. Sie wurden es in der Tat, als wir noch am selben Abend unser Quartier in den Pferdeställen bezogen, wo es für das Aufhängen von Kleidern keinerlei Vorrichtung gab. Zunächst aber wurden wir in ein Verwaltungsgebäude zur Registrierung geführt, wo uns ein Revers vorgelegt wurde, mit dessen Unterzeichnung wir uns zum Eintritt in die Fremdenlegion bereit erklärten. Eingeschüchert von der Drohung, andernfalls als Feind Frankreichs angesehen zu wer-

den, unterzeichneten wohl fast alle Emigranten. Die Ausnahme bildeten drei junge Leute, die im Departement Seine-et-Oise in einer handwerklichen Ausbildung gestanden hatten und verschiedenen Oppositionsgruppen der KPD angehörten. Einer von ihnen war Fritz Opel, der später Berater von Otto Brenner, dem ersten Vorsitzenden der IG Metall nach dem Kriege, werden sollte. Sie wurden sofort von den meisten gemieden. Als ich gleich nach ihnen zur Registrierung an die Reihe kam, liess ich mir das zu unterschreibende Papier geben, las es langsam durch und schrieb darunter, dass ich bereit wäre, genauso wie alle Franzosen in der Armee gegen Hitler-Deutschland zu kämpfen. Auf diese Erklärung war man nicht vorbereitet, sie konnte kaum als illoyal angesehen werden, und so wurde sie stillschweigend akzeptiert. In Wirklichkeit waren alle diese Erklärungen wertlos, man hörte niemals wieder von ihnen. Erst später rekrutierte man wirklich Leute für die Fremdenlegion resp. meldeten sich Emigranten zu ihr, um auf diese Weise aus Europa herauszukommen.

Frieda war inzwischen genötigt, nach Brunoy, dem nächsten Ort mit einer Polizeiverwaltung, in Zwangsresidenz zu gehen. Die Kinder unseres Heims wurden bald danach nach Marseille evakuiert, wir konnten nicht erfahren, was mit ihnen später geschehen ist. Nachdem es sich herausgestellt hatte, dass von einer sofortigen «triage» (Auslese) und Entlassung der Emigranten als Freunde Frankreichs nicht die Rede war, begannen wir es uns, so gut es ging, in den Pferdeställen bequem zu machen, und wer Angehörige hatte, schrieb um Kleidung, Zusatznahrung usw. Für Frieda war der Weg nach Maisons-Laffitte, der ja über Paris führte, sehr lang, auch hatte sie eigentlich keine Erlaubnis, den Ort Brunoy zu verlassen; ich schrieb ihr aber, doch, wenn irgend möglich, zu kommen und mir einige Kleidung und Toilettenartikel zu bringen.

Kamen Angehörige mit Sachen zum Lager oder wurde jemand in irgendeiner sonstigen Angelegenheit im Büro verlangt, so wurde sein Name durch das ganze Gelände gerufen. Nun hatte ich in einem benachbarten Stall einen Namensvetter, einen Juristen aus Berlin. Ein sehr ängstlicher, aber auch sehr von sich eingenommener Herr, der überzeugt war, dass man einen Mann seines Standes nicht hier im Stall liegen lassen würde. Er ging die meiste Zeit in nervöser Hast in der Nähe des Tores spazieren und wartete darauf, gerufen zu werden. War er daran vorübergehend gehindert, fragte er herum, ob er nicht etwa in der Zwischenzeit gerufen worden wäre? Bald pflegten dann einige jungen Burschen sich den Spass zu machen, mit krähender Stimme zu rufen: ‚Jakobi-i-i- zum Tor.‘ Die Wirkung war immer wieder, dass er zum Tor lief, um dort zu erfahren, dass niemand ihn sprechen wollte. Ich kannte zwar schon die Stimmen dieser Burschen, aber manchmal sprang ich doch im ersten Augenblick auf, weil ich ja erwartete, dass Frieda mit den erbetenen Gegenständen

kommen würde. Sie kam dann auch und zwar völlig erschöpft. Der Weg vom Bahnhof war lang, der Koffer schwer und die Sonne brannte. Sie hatte es nicht gewagt, jemanden zu bitten, ihr zu helfen, weil sie nicht sagen wollte, dass sie zum Lager der internierten Deutschen ging, denn die Leute waren ja wohl zumeist der Auffassung, dass sich dort nur deutsche Spione und Hitleragenten befänden. Am folgenden Morgen erlaubte mir ein grosses Stück Seife, das Frieda mitgebracht hatte, eine gründliche Reinigung am Brunnen, an dem sonst die Pferde getränkt wurden. Im Wohlgefühl dieser Prozedur rieb ich mich trocken, zog die Hosen über und trottete meinem Stall zu, wo bald die Kaffeeausgabe erfolgen würde. Ich war vielleicht hundert Meter gegangen, als ich bemerkte, dass ich die Seife am Brunnenrand hatte liegen lassen. Eilends lief ich zurück, aber von der Seife war keine Spur mehr vorhanden. Der Leser mag es als Übertreibung ansehen, wenn ich berichte, dass sich meiner ein Gefühl völliger Trostlosigkeit bemächtigte. Er wird wohl kaum verstehen können, was der Verlust eines von uns achtlos und selbstverständlich täglich benutzten Gebrauchsgegenstandes bedeutet, wenn er plötzlich unersetzlich geworden ist. Dazu kam noch das Schuldgefühl, nicht auf einen Gegenstand acht gegeben zu haben, dessen Herbeischaffung Frieda soviel Mühe gekostet hatte.

Während die Auslandsdeutschen wussten, dass sie für die Kriegsdauer interniert waren, warteten die jüdischen Emigranten täglich darauf, dass die französische Regierung sie aus dieser Gemeinschaft mit den «Nazis» herausnehmen würde, und waren ungehalten, wenn ich ihnen sagte, sie würden es für lange Zeit nicht mehr so gut haben wie in den Pferdeställen von Maisons-Laffitte.

Eines Morgens kam dann auch der Befehl, sich zum Abmarsch fertig zu machen. Die meisten waren nun überzeugt davon, dass wir zu einem annehmbaren Ort gebracht würden, wo dann die «trriage» stattfinden würde. Unsere Koffer wurden auf einen Lastwagen geladen, während wir in Marschreihen antraten. Fast alle hatten Päckchen und Pakete in den Händen. Ich hatte meine wichtigsten Gegenstände im Rucksack auf dem Buckel, und so entschloss ich mich im letzten Augenblick, einen grossen eisernen Pferdeimer mitzunehmen, der mir auf der ganzen Reise spöttische Bemerkungen zuzog. Der Weg zum Bahnhof war lang und der Eimer schwer. Ich sollte es aber nicht bereuen, ihn mitgeschleppt zu haben. Er begleitete mich von Lager zu Lager und machte es mir möglich, auf den Küchenherden meine Wäsche zu kochen und ihn auch an viele, die darüber gespottet hatten, zu verleihen. Im letzten Lager aber, das nahe der Stadt Bordeaux gelegen war, hatte ein findiger Internierter die Erlaubnis erhalten, Kaffee in der Stadt zu kaufen, um im Lager einen Ausschank zu betreiben. Nun bekam mein Eimer eine Doppelrolle, er wurde

für den täglichen Ausschank benutzt, und ich erhielt als Pachtgebühr jeden Nachmittag eine «Tasse Heissen».

Frieda glaubte später bemerken zu müssen, dass diese Doppelrolle hygienisch nicht einwandfrei gewesen wäre, aber Lagerinsassen haben andere Massstäbe.

Auf dem Bahnhof von Maisons-Laffitte wurden wir in Viehwagen verladen. Auf einigen Bahnhöfen, wo der Zug hielt oder umrangierte wurde, sammelten sich die Leute an und schrien «sales boches», wohl überzeugt davon, dass hier Spione transportiert würden.

In Athis, in der Normandie, wurden wir eingeladen und in ein verlassenes Fabrikgebäude gebracht. Meine Schrauben und Haken und mein Eimer waren die einzigen «Kulturgüter» zur Hand. Jedoch gab es bald Bretter und Strohsäcke, und da unter den Auslandsdeutschen eine Reihe von Handwerkern waren, füllte sich die Fabrikhalle mit Betten, und nach und nach wurde das ganze Gebäude bewohnbar gemacht. In einem Kellerraum wurde sogar mit Hilfe eines durchlöchernten Eimers eine Dusche betrieben, die man für einen bescheidenen Obolus für die Erfinder und Manager benutzen konnte. Oberhalb eines vorbeifliessenden Baches, der wohl früher die Gerberlauge weggespült hatte, wurde ein Gestell montiert, das als Abtritt diente. Der Bach war die Wasserspülung, wobei niemand danach fragte, in welchem Zustand das Wasser bei den talwärts liegenden Orten ankam. Wir konnten uns und unsere Wäsche jedenfalls oberhalb des «Sitzungsplatzes» reinigen.

Inzwischen waren auch die Österreicher interniert worden, die zuerst als Angehörige eines nicht-kriegsführenden Landes in Ruhe gelassen worden waren. Mit ihrer Internierung anerkannte praktisch Frankreich die Annexion durch Hitler. So kamen eines Tages eine Anzahl von ihnen in unserer Fabrik an. Es waren zumeist Sozialisten, unter ihnen war auch Alfred Landau. Sie übernahmen die Küche, und nach wenigen Tagen war das Essen um vieles schmackhafter geworden, obwohl die Zutaten, die zur Verfügung standen, dieselben geblieben waren. Die Österreicher wurden aber nach einiger Zeit wieder von uns Reichsdeutschen getrennt, da sie als «prestataires», d.h. dienstverpflichtete Arbeiter, anerkannt wurden, was ein besserer Status war als der des Internierten, ohne aber an der Tatsache der Internierung etwas Wesentliches zu ändern. Aber auch die Reichsdeutschen konnten von Zeit zu Zeit Anträge stellen mit dem Ersuchen, als «prestataires» anerkannt zu werden. In Athis wurde verlangt, dass der Antragsteller in seinen Papieren als «refugie provenant d'Allemagne» bezeichnet war. Diese Bezeichnung hatten längst nicht alle politischen Flüchtlinge. Gab es eine Möglichkeit, Anträge zu stellen, so ging eine Woge von Optimismus durch das Lager. In der Tat fanden die jüdischen

gingen Gerüchte um wie etwa, dass die Rheinländer freikämen, es zirkulierte sogar eine Liste, in die sich die im Rheinland Geborenen eintragen sollten. Ernsthafter waren die neuen Listen, durch die man sich zur Fremdenlegion melden konnte, und eine zunehmende Zahl der Lagerinsassen entschloss sich dazu; einige wurden dann auch nach Afrika geschickt.

Die Zahl der politischen Emigranten blieb in unserem Lager relativ gering, wenn auch mit der Zeit einige dazu kamen. Letztere waren zumeist Arbeiter, die der KPD angehörten und in Spanien gekämpft hatten. Eines Tages kam auch der frühere KP-Abgeordnete Malinowski, der den proletarischen Freidenkerverband für die Partei geleitet hatte. Malinowski hatte sich mit der Partei überworfen und stimmte mehr oder weniger meiner politischen Auffassung zu. Er war aber ein weicher, ja depressiver Mensch und kam immer wieder auf den Gedanken zurück, dass man sich in der jetzigen Situation mit der Partei aussöhnen müsste. Ein anderer «Zugang» war Hermann Budzislawski, der Herausgeber der «Neuen Weltbühne». Nach dem Abendessen pflegten sich die Lagerinsassen in der Esshalle zusammenzufinden, und Budzislawskis Stuhl wurde auf einen Tisch gestellt, von wo aus er die Kriegslage aufgrund der Zeitungen, die wir im nächsten Ort besorgen konnten, erklärte. Obwohl er zu dem, was in den Zeitungen zu lesen war, nichts hinzuzufügen hatte, verstand er es doch, deren kargen Inhalt den Zuhörern interessant erscheinen zu lassen. Bald aber teilte er mit, Münzenberg habe ihn bei den französischen Behörden als kommunistischen Agenten denunziert und der Kommandant habe seine abendlichen Kommentare verboten. Er beschaffte sich Handwerkzeug, begann für die Lagerinsassen Schuhe zu reparieren und wich ostentativ jeder Unterhaltung aus. Daran, dass er ein Moskauer Agent war, bestand kein Zweifel, ob aber Münzenberg die Behörden informiert hatte, liess sich natürlich nicht feststellen.

Eines Tages wurden wir abtransportiert und kamen in das Lager von Damigny, wo vor uns die Österreicher einquartiert gewesen waren. Es war ein Barackenlager, das für diesen Zweck errichtet worden war. Die Holzbaracken waren auf dem Lehm Boden aufgesetzt, der bei Regenwetter so aufweichte, dass man kleben blieb. Zu dem Lager gehörte ein Steinbruch, in den wir jeden Tag zur Arbeit geschickt wurden. Die zerschlagenen Steine sollten den Wegen im Lager einen Grund geben, auf dem man gehen konnte, aber der Lehm verschlang sie immer wieder. Die Steine dienten insbesondere dazu, den Vorgarten des Hauses des Kommandanten zu pflastern. Dieser war ein aus der Pensionierung geholter Major, der sich vor allem für die Verschönerung seines Wohnplatzes interessierte. Schutzvorrichtungen gab es zunächst nicht, und erst als einem der Internierten ein Steinsplitter ins Auge gedrungen war, wurde eine kleine Zahl Schutzbrillen besorgt. Einige unter uns arbeiteten tatsächlich ziemlich hart,

manche, um beim Major einen guten Eindruck zu machen, andere aus Langeweile, und eine Anzahl auslandsdeutscher Arbeiter, die wirklich die schweren Hämmer schwingen konnten, weil für Höchstleistungen Prämien gezahlt wurden. Die meisten aber arbeiteten nur von Zeit zu Zeit und ruhten sich zusammen mit den Wachsoldaten aus. Eine aufgestellte Wache beobachtete den Weg, auf dem der Major zu Kontrollvisiten kam, und rief, wenn er gesichtet wurde, «zwanzig», worauf ein allgemeines Gehämmer anfang und die Soldaten hin und her patrouillierten. Dieser seltsame Warnruf war von unseren Vorgängern, den Österreichern, eingeführt worden. Ich selbst «arbeitete» in einer entfernten Ecke des ziemlich ausgedehnten Geländes zusammen mit einem Auslandsdeutschen, der Offizier der Heilsarmee war. Auf seine Hacke gelehnt, studierte dieser einen Vorbereitungskursus für einen höheren Offiziersgrad, während ich auf einem Vorschlaghammer lehnd englische Vokabeln lernte. Kam der Ruf «zwanzig», so setzten wir unsere Werkzeuge in Bewegung.

Die eigentliche Befehlsgewalt für die tägliche Lageroutine lag in den Händen eines elsässischen Feldwebels. Vor Arbeitsbeginn hatten wir anzutreten, und er kommandierte «abzählen». Die Zahl der Anwesenden stimmte aber niemals mit der vom Büro gemeldeten Sollzahl überein, und es bedurfte mehrerer Zählungen und Rückfragen im Büro und manchmal einer Kontrolle der Baracken. Eines kalten Morgens stimmte glücklicherweise die Zahl auf den ersten Anhieb, aber ehe noch Wegtreten kommandiert worden war, erschien im Hintergrund ein Langschläfer und alle unsere Gesten, die ihn in die Baracke zurückwiesen, waren vergebens; es musste von neuem gezählt werden.

In den Baracken bildete immer eine Anzahl von Betten «eine Gruppe», für die ein Esskessel aus der Küche geholt wurde und die die verschiedenen Dienste wie Essenholen, Reinigen zu organisieren hatte. Jede Gruppe wählte einen Chef, der die Dienste einteilte und das Essen – das zwischen den Betten eingenommen wurde – austeilte. In meiner Gruppe war der Chef ein älterer Berliner Rechtsanwalt – wie mir später jemand in New York sagte, «der reichste Anwalt am Kurfürstendamm». Beim Austeilen der Suppe pflegte er die wenigen Fleischstücke für seine Schüssel herauszufischen und diese besonders voll zu füllen. Schliesslich brach eine kleine Revolte aus, und ich wurde zum Chef gewählt. Wir hatten aber noch ein anderes Problem mit ihm. Am Tag, da wir zur Dusche gingen, verdrückte er sich stets. Schliesslich wurde diese Tatsache «ruchbar». Ich beredete mich mit den beiden Ärzten, die in unserer Baracke lagen und die eine gewisse Autorität ausübten. Eines Tages erschienen sie am frühen Morgen mit einigen kräftigen Burschen, und unser Anwalt wurde trotz Schreien und Zappeln unter die Dusche gestellt.

Inzwischen hatte Alice Rühle aus Mexiko an den mit ihr befreundeten

Schriftsteller Georges Duhamel, der bei Beginn des Krieges ins Informationsministerium eingezogen war, geschrieben, ob er nicht meine Befreiung aus der Internierung erreichen könnte. Das Resultat seiner Bemühungen war, dass mir mitgeteilt wurde, dass ich auf besondere Anordnung hin für die Dauer des Krieges interniert wäre. In meinem Dossier befand sich nämlich das defatistische Programm der von der KP abgesplitterten Gruppe, das mir Kuno Brandel vor meiner Verhaftung in Paris zugesteckt hatte. Diesem Dokument gegenüber versagte der Einfluss von Duhamel.

Versucht man nach vier Jahrzehnten die Lagerzeit in Erinnerung zu rufen, so fallen einem banale, teils sogar humoristische Vorkommnisse ein, die, als Anekdoten erzählt, alles verharmlosen würden. Die tägliche Langeweile, die kleinlichen Streitereien, das bedrückende Gefühl verlorener Lebenszeit, die immer wieder aufkommende Furcht vor dem, was bevorstehen konnte, entzieht sich der faktischen Darstellung.

Im Lager wurden die Beziehungen der Menschen ebenso durch Herkunft und durch Geld bedingt wie in der Welt, aus der die Insassen herausgerissen worden waren. Es gab die sehr Reichen, die ihre Bettecke behaglich eingerichtet hatten, dort ihren eigenen Kaffee kochten und ihr Brot mit Belag versahen. Zumeist hielt sich jemand in ihrer Nähe auf, um alle möglichen Dienstleistungen für sie zu verrichten, für die dann in dieser oder jener Weise gezahlt wurde. Eine Zwischenschicht verfügte über einige meist beschränkte Mittel, dann aber gab es die Mittellosen, zumeist Arbeiter von Beruf, aber unter ihnen auch Abenteurer und Herumtreiber. Die Mittellosen halfen sich zum Teil durch den Verkauf von Arbeitskraft. So trugen alle, die es konnten, dazu bei, die Freiwilligen zu bezahlen, die laufend die Kloake aushoben. Wäschewaschen, Kleiderausbesserungen, Anfertigung von Tischen und Stühlen für die Bettecken der Reichen brachten ebenfalls Einkommen. Manche, die über etwas Geld verfügten, investierten dieses gewinnbringend, indem sie Kaffee, Tee und Alkohol ausschenkten, Kuchen buken und dergleichen mehr. Geldbesitz regelte auch die Beziehungen zu den Wachen und zum Kommandanten. Rauchwaren und Alkohol wurden auf allen Stufen der militärischen Hierarchie gern entgegengenommen.

Einige aus der Grossbourgeoisie stammende Leute waren kultiviert und zurückhaltend, daneben gab es einige ebenfalls über Geld verfügende, kleinbürgerliche Elemente, die sich den Offizieren und dem Kommandanten aufdrängten, sich als Vertreter der Internierten aufspielten und immer bereit waren zu helfen, die Disziplin aufrechtzuerhalten und Unruhestifter zu denunzieren. Ich galt wohl bei ihnen als potentieller Unruhestifter, einmal weil ich hin und wieder vorschlug, gegen gewisse Massnahmen Beschwerde zu führen, dann auch, weil ich mich mit Fritz Opel und seinen beiden Kumpanen angefreundet hatte, die seit ihrer Isolierung

rung im Pferdestall von Maisons-Laffitte als «politisch verdächtig» galten.

Zu den Mittellosen zählte der Klavierspieler Fritz Engel. Er war geradezu der Prototyp des hungernden Künstlers schon dem Aussehen nach. Nun gelang es, in Athis ein altes Klavier für das Lager zu erwerben, und Engel, der wirklich ein begabter Künstler war, erhielt reichlich Spenden für seine Darbietungen.

Unter den Auslandsdeutschen im Lager gab es eine Reihe von Leuten, deren Vergangenheit ebensowenig auszumachen war wie ihre Denkweise. Da war ein Mann mittleren Alters, der wie ein deutscher Offizier aussah. Es war, wie sich herausstellte, ein ehemaliger bayrischer Polizeimajor, der das Pech gehabt hatte, die Polizeitruppe anzuführen, die 1923 den Hitlerputsch in München niederschlug. So war er eigentlich auch ein politischer Emigrant, hatte aber weder Kontakt mit den jüdischen noch mit den politischen Emigranten. Was er dachte, war nicht festzustellen, er äusserte sich nicht, legte aber andererseits eine beträchtliche Neugier an den Tag, die die Vermutung aufkommen liess, er arbeite für irgendeinen Polizeiapparat oder möchte sich einem solchen zu gegebener Zeit nützlich erweisen. Möglich war natürlich auch, dass seine Wissbegier nur seiner Polizistennatur entsprach. Weil ich wusste, dass ich für politisch «verdächtig» gehalten wurde, und es Leute im Lager gab, die gerne Vermutungen aufbauschen und weitertrugen, hatte ich an das Frankfurter Institut in New York geschrieben, man möchte mir in einem Brief bestätigen, dass ich als Mitarbeiter dort willkommen sein würde und entsprechende Schritte unternommen wären, um mir die Einreise nach USA zu ermöglichen. Ich erhielt auch einen solchen Brief und zeigte ihn bei Gelegenheit Leuten, von denen ich annahm, sie würden darüber reden. Sie taten dies wohl auch, denn nach wenigen Tagen bat mich der Polizeimajor a.D., ihm diesen Brief zu zeigen, und wollte genau wissen, um was für ein Institut es sich handelte. Dies verstärkte meinen Verdacht. Nach der Auflösung der Lager habe ich über ihn nichts mehr erfahren.

Das Leben im Lager stellte physisch kein grosses Problem dar, wenn man nicht wirklich krank war oder wurde und einer ausgedehnten medizinischen Betreuung bedurfte. Die kleinen Krankheiten des Alltags wurden von den beiden jüdischen Ärzten im Lager mit Hilfe einer beschränkten Anzahl Medikamente behandelt. Diese Ärzte stellten übrigens fest, dass die meisten unserer wohlhabenden Lagerinsassen, die Diabetiker insbesondere, ihren Gesundheitszustand während der Lagerhaft bedeutend verbessert hätten. Gewiss, das Essen war oft wenig schmackhaft, die Schlafgelegenheiten waren schlecht und die Abtritte nicht hygienisch, aber nichts war unerträglich. Von schlechter Behandlung konnte man nicht sprechen. Der Kommandant war zufrieden, wenn er seine Ruhe hatte, und die Wachen – zumeist sehr primitive Burschen – zogen es vor, den

«Feind» zu bewachen, anstatt gegen ihn zu kämpfen. Für sie waren wir wohl alle Deutsche schlechthin, aber Zigaretten oder ein Glas Wein nahmen sie gerne. Wenn allerdings einer der auslandsdeutschen Arbeiter mit ihnen trank, und es dann eine Schlägerei gab, ging es ihm nicht sehr gut.

Dennoch hatte das tägliche Dasein im Lager etwas Bedrückendes an sich, das durch irgendein an sich belangloses Ereignis an irgendeinem Tage Tiefenwirkung erzeugte. Leute, die zu depressivem Verhalten neigten, sassen an solchen Tagen in irgendeiner Ecke oder rannten ruhelos hin und her, und man tat gut daran, sie zu meiden. Der Umgang mit so vielen Leuten, die uninteressant, wenn nicht gar unleidlich waren, und der häufige Zwang, diese oder jene Leidensgeschichte zu so und sovielten Male anzuhören, verstärkte das Gefühl, dass Lagertage verlorene Tage waren.

Von Damigny wurden wir nach Domfront in der Nähe der Stadt Bordeaux verlegt. Das neue Lager war im Areal einer nicht fertig gebauten Munitionsfabrik, die die Amerikaner kurz vor dem Ende des Ersten Weltkrieges zu bauen begonnen hatten. Unsere Bettgestelle waren in einer riesigen Lagerhalle aufgestellt. Ausserdem gab es noch ein Haus, in dem in verschiedenen Räumen Betten standen, die bald nach unserer Ankunft von den inzwischen auch internierten älteren Jahrgängen belegt wurden. Unter ihnen waren bekannte Gesichter und vor allem viele bekannte Namen, wie etwa Georg Bernhard, der ehemalige Chefredakteur der «Vossischen Zeitung». Ich hatte Gelegenheit, eine Reihe mir bekannter Leute der Linken zu begrüßen. Da waren Franz Pfemfert, Paul Frölich, Heinrich Brandler und der Berliner Arzt Ernst May, der mit Paul Levi aus der KPD ausgeschieden war. Er war der Bruder der Ärztin Minna Flake, mit der wir in Paris Freundschaft geschlossen hatten. Unter den Neuankömmlingen war auch Max Cohen-Reuss, der dem rechten Flügel der SPD zuhört hatte und oft von Franz Pfemfert in seiner «Aktion» zur Zielscheibe sarkastischer Angriffe gemacht worden war. Jetzt gingen beide in grossem Bogen umeinander herum.

Kurz bevor Brandler in unser Lager kam, hatte ich mit jemandem gesprochen, der in einem anderen Lager August Thalheimer B getroffen hatte und mir erzählte, dass dieser sich einen langen Bart zugelegt hatte, sich als jüdischer Gelehrter ausgab und im Lager Vorträge über Religionsphilosophie hielt. Da die Namen Brandler-Thalheimer immer als eine Einheit benutzt wurden, eilte ich schnurstracks zu Brandler, um ihm die Nachricht über Thalheimer zu berichten. Brandler aber zuckte nur die Achseln und meinte: der August – der ist doch verrückt.

In der Mitte des Fabrikgeländes gab es einige unfertige Pulvertürme, nicht sehr hoch und mit Bäumen und Sträuchern überwachsen, die sich hier 20 Jahre hindurch ungestört hatten entwickeln können. Dieses Revier erwies sich bald als für mich sehr interessant. Jeden Morgen mussten wir

antreten, damit Leute ausgewählt werden konnten, die im Hafen von Bordeaux für Ladearbeiten gebraucht wurden. Im Allgemeinen kam die erforderliche Zahl leicht zusammen, weil viele Leute froh waren, aus dem Lager herauszukommen und sich ein Taschengeld zu verdienen. Die «Innenarbeiten», vor allem die Reinigung des Schlafrums sollte im Prinzip von den zur Hafearbeit Ungeeigneten ausgeführt werden, war aber praktisch von einer Gruppe von homosexuellen Auslandsdeutschen übernommen worden, die unter sich bleiben wollten. Da aber jeder eingeteilt werden sollte, so war es das Beste – wenn man nicht doch in den Hafen mitgeschickt werden wollte –, sich unsichtbar zu machen. Dafür war das Pulverturmrevier durchaus geeignet. Hier verbrachte ich die Zeit zwischen den Mahlzeiten mit einem Buch. Bei gutem Wetter konnte ich mich sonnen, bei schlechtem Wetter Schutz finden.

Inzwischen änderte sich die Kriegslage gründlich. Die «drôle de guerre», wie die Franzosen den Krieg zuerst nannten, war in den wirklichen Krieg übergegangen. Die französische Festungslinie hatte sich als blosses Beruhigungsmittel für die Franzosen und nicht als Abwehr gegen die deutsche Armee erwiesen, die sie einfach umging. Die deutsche Armee rückte in ganz Frankreich vor, und zwar schneller, als die Nachrichten uns erreichten. Immerhin hatte sich der französische Staatsapparat noch vor seinem Zusammenbruch fähig erwiesen, auch die Frauen in das Lager von Gurs am Fusse der Pyrenäen zu bringen, wo damals der grösste Teil der spanischen Republikaner interniert war. Eine kurze Nachricht von Frieda teilte mir mit, dass sie vor der Abreise ins Lager den Rest unserer Ersparnisse unserer Freundin Alice Fischer in Paris übergeben hatte, die als Österreicherin frei blieb. Bald darauf schrieb Alice, dass sie sich aus dem bereits bedrohten Paris nach der Stadt Montauban begeben hatte, deren sozialistischer Bürgermeister den führenden österreichischen Sozialisten die Stadt als Zuflucht angeboten hatte.

Schliesslich war es so weit, dass wir über den Stand der deutschen Armee keinerlei Nachricht mehr bedurften, denn wir hörten den Kanonendonner von Stunde zu Stunde näherkommen. Wir politischen Emigranten im Lager zweifelten keinen Moment daran, dass mit der deutschen Armee auch die Gestapo im Anrücken war und mit Begierde zupacken würde. Eines Nachts ertönten Schüsse im Lager. Die Wache hatte auf ein tief fliegendes deutsches Erkundungsflugzeug geschossen. Eine Abordnung der älteren Lagerinsassen mit Georg Bernhard als Sprecher begab sich am nächsten Morgen zum Lagerkommandanten und ersuchte ihn, uns Entlassungsscheine auszustellen und allen, die es wünschten, anheimzustellen, zu verduften. Der Kommandant, im Zivilberuf Textilfabrikant, schaute erstaunt drein und meinte: «Meine Herren, ich als Franzose habe keine Angst vor der deutschen Armee, warum denn Sie als Deutsche?»

Die Antwort war in ihrer Weltfremdheit entwaffnend. Irgendwie gelang es aber schliesslich doch, dem Mann klar zu machen, dass für eine grosse Zahl der ihm anvertrauten Männer das Eintreffen der deutschen Armee den Tod bedeuten würde. Es wurde bekanntgegeben, dass Entlassungsscheine ausgestellt würden. Vor der Kommandantur bildeten sich lange Reihen, um die Scheine in Empfang zu nehmen, die in einer umständlichen Prozedur ausgestellt und dann vom Kommandanten unterzeichnet wurden. Einzeln und in Gruppen verliessen diejenigen, die ihren Schein erhalten hatten, das Lager. In der grossen Schlafhalle waren ständig Leute dabei, zu packen, und eine rege Markttätigkeit war im Gange. Diejenigen, die sich davonmachen wollten, verkauften Dinge, die sie nicht mitnehmen konnten. Andere tauschten grosse Koffer gegen kleine. Unverkäufliches wurde verschenkt oder liegen gelassen.

Die Ausgabe der Entlassungsscheine erfolgte nach dem Alphabet. Bald wussten wir, Heinrich Brandler und Paul Frölich¹⁴ war die Aushändigung verweigert worden. In ihren Aktenstücken waren sie als politisch gefährlich bezeichnet. Als die Reihe an mich kam, fand sich in meiner Akte der Vermerk «Internierung bis zum Ende des Krieges dick unterstrichen, so wurde ich zurückgewiesen. Immerhin versicherte man uns, dass auch wir entlassen würden, sobald alle anderen das Lager verlassen hätten. Auch Fritz Opel und seine beiden Freunde erhielten keine Scheine; ihre zu Beginn der Internierung ausgesprochene Weigerung, in die Fremdenlegion einzutreten, war als «feindliche Haltung» eingetragen worden.

Wir gefährlichen Elemente hielten nun Kriegsrat und stimmten darin überein, dass man gehen muss, wenn die Tore offen sind. Wir konnten uns nicht darauf verlassen, dass man uns als letzte entlassen würde, auch war es dann vielleicht schon zu spät und der Kommandant selbst schon ein Gefangener. Am Ende schien uns der Wen des Entlassungsscheines sehr zweifelhaft. So beschlossen wir, das Lager in Richtung Bordeaux beim Morgengrauen zu verlassen. Da Brandler infolge seines Buckels nur sehr langsam gehen konnte, sollte er mit seinem jungen Anhänger B. gehen, während Opel, sein Freund W. und ich mit Paul Frölich, Dr. Ernst May und einem älteren Arbeiter aus der SAP marschieren würden. Wir setzten uns die Stadt Montauban als Ziel, wo wir unsere österreichischen Freunde zu finden hofften und wo ich möglicherweise bei Alice Fischer Nachricht von Frieda haben konnte.

Ich eilte zu meiner Bettstelle, um das Notwendigste in den Rucksack zu packen. Eigentlich besass ich nur «das Notwendigste», aber es war doch noch mehr, als in den Rucksack hineinging. Ich war ausserdem überzeugt davon, dass Beweglichkeit das Wichtigste war und jede vermeidbare Belastung durch Gepäck lebensgefährlich werden konnte. Da es Sommer war, entschied ich rigoros gegen Winterkleidung. Frieda verzieh mir lange

nicht, dass dieser Entscheidung auch die von ihr für den Winter im Lager gestrickten Socken zum Opfer gefallen waren.

Das erste Morgengrauen hatte eingesetzt, als unsere sechs Gestalten den Lagerhof durchschritten und sich dem Tor näherten. Würden die Wachen uns anhalten, Fragen stellen, den Entlassungsschein sehen wollen? Nichts dergleichen. Die Wachen hatten sich daran gewöhnt, dass Gruppen der Insassen davongingen. Ihr Interesse war wohl bereits auf ihr eigenes Schicksal ausgerichtet. Auf alle Fälle hatten wir einige Pakete Zigaretten zur Hand, die bei einer notwendig werdenden Verhandlung helfen sollten. Bald waren wir so auf der Chaussee nach Bordeaux. Von Zeit zu Zeit mussten wir anhalten, um Dr. May mit seinem Köfferchen und Bäschlein Zeit zum Verschnaufen zu geben. Das Köfferchen konnten wir ihm abwechselnd abnehmen, das Bäschlein nicht. Beim ersten Tageslicht holte ich sechs abgestempelte Entlassungsscheine aus der Tasche, die ich nach dem negativen Bescheid im Lagerbüro eingesteckt hatte. Wir setzten uns an den Strassenrand und füllten sie sorgfältig aus, und Dr. May unterschrieb sie als Lagerkommandant mit einigen unleserlichen Schnörkeln. Als einziges Ausweispapier in unserer Hand sollte der Schein sich noch als nützlich erweisen.

Es war früher Vormittag, als wir den Bahnhof der Stadt Bordeaux erreichten, auf dem sich eine unübersehbare Menge drängte. Wir erfuhren, dass in Kürze der fahrplanmässige Zug nach Pau am Fusse der Pyrenäen fahren sollte und dass es wahrscheinlich der letzte Zug sein würde, der noch in Bewegung gesetzt werden würde vor der erwarteten Ankunft der deutschen Armee. Dieser Zug fuhr über Montauban. Ernst May und Paul Frölich erwarben Fahrkarten. Wir anderen beschlossenen, gratis zu reisen, weil wir entweder nicht genügend Geld hatten oder diese Ausgabe als unnütz ansahen, da unter den gegebenen Umständen keine Kontrolle von Fahrkarten zu erwarten war. Paul verfiel plötzlich in eine depressive Stimmung. Er schloss aus der Tatsache, dass sich viele Lagerinsassen und desertierte Soldaten für den Zug eingefunden hatten, dass es die Absicht der Behörden wäre, alle diese Leute auf diese Weise in die Internierungslager von Gurs zu bringen; es hätte also gar keinen Sinn, den Versuch zu machen, nach Montauban zu gelangen. Paul bot mir daher seine Fahrkarte an, er würde gleich im Zug bleiben. Es gelang mir schliesslich, ihn zu überzeugen, dass es erst einmal darauf ankäme, in den Zug hineinzugelangen, ob man in Montauban würde aussteigen können, würde sich später ergeben.

Auf dem Bahnsteig drängten sich die Menschen. Jeder wollte in die erste Reihe. Viele sprangen auf den einfahrenden Zug, hängten sich an, um als erste hineinzukommen. In der Menge gab es eine grosse Anzahl von Männern in Uniform – vielleicht waren es Deserteure oder Urlauber. Da

waren Männer in Zivil und Frauen und Kinder – waren es Leute, die nach Hause wollten, oder solche, die von ihrem Wohnort flohen? Suchten sie Zuflucht bei Verwandten und Freunden oder wollten sie nur irgendwohin? Viele waren wohl schon «Flüchtlinge» aus Paris und anderen nördlichen Landesteilen, die nun weiter weg vom Feind wollten. Eingekeilt im Gewirr waren Emigranten aus Deutschland, Polen, Spanien. An dem Wagen, der vor uns hielt, hingen schon Trauben von Menschen, die sich nun ins Innere drängten. Vor mir stand Dr. May, bald nur noch Onkel Ernst genannt, in einer Hand sein Köfferchen, in der anderen eine Wasserflasche. Der Leser wird schwer begreifen können, was eine Wasserflasche für einen Internierten bedeutete. In ihr konnte er einen Wasservorrat oder gar Tee oder Kaffee halten, mit ihr konnte er sich aus der Küche heisses Wasser zum Rasieren, Zähneputzen oder Waschen holen. Mit einem Gegenstand in jeder Hand aber konnte Onkel Ernst nicht in den Zug gelangen. Er drückte mir die Flasche in die Hand, schrie «Verliere sie mir nicht», und gelangte mit einer Gruppe von Leuten in den Zug. Jetzt aber war die Plattform des Waggons bereits so gefüllt, dass ich die Flasche zu opfern hatte, um mich zu retten, und klirrend fiel sie auf den Perron. Ich klammerte mich mit beiden Händen an die Eisenstange der Plattform, zog mich herauf und wurde nach einiger Zeit von den noch nachdrängenden in das Innere des bereits prall gefüllten Wagens gedrängt. Der Zug fuhr. Ich stand im Gang fest eingekeilt. Die Luft wurde dick und heiss. Neben mir stand eine junge Spanierin mit einem Baby auf dem Arm, dessen Alter nach Wochen zählen mochte. Ihr Gesicht drückte Angst und Müdigkeit aus. Plötzlich wandte sie sich an mich mit der Frage, ob ich das Kind für einen Augenblick halten würde? Ich hatte gerade genügend Zeit, um das kleine Wesen in die Arme zu nehmen, als die junge Frau zusammensackte, fallen konnte sie nicht, und in einen tiefen Schlaf verfiel. Ich war noch nie mit einem Baby im Arm auf die Reise gegangen. Wie sollte ich es halten? Arme und Beine ermüdeten. Die Nacht ohne Schlaf, die hinter mir lag, machte sich bemerkbar. Es schien mir, als ob ich das Kind schon unendlich lange hielt und für die Ewigkeit verdammt war, es zu halten. Irgendwann aber erwachte die Spanierin und nahm das Kind zurück. Anscheinend glaubte sie wirklich, ich hätte es nur für «einen Augenblick» gehalten. Inzwischen waren hier und da Leute ausgestiegen, und es gelang, die Verständigung unter uns herzustellen. Wir wussten, dass der Zug fahrplanmässig zur frühen Nachtstunde in Montauban halten sollte, und als es soweit war, drängten wir uns rechtzeitig aus dem Zug heraus.

Die gute Stadt Montauban

Auf dem spärlich beleuchteten Perron des Bahnhofs der Stadt Montauban standen sechs Flüchtlinge, die ihre Habe in der Hand oder auf dem Rücken trugen, und streckten ihre Glieder. Vom Bahnsteig führte eine Treppe auf die Strasse hinunter. Da die Stufen breit genug waren, wickelten wir uns in unsere Decken – das kostbarste Gut, das wir mitführten –, legten Koffer oder Rucksack unter den Kopf und fielen in einen tiefen Schlaf. Ich behauptete später, dass ich niemals so gut geschlafen hätte wie auf der Bahnhofstreppe von Montauban. Jedenfalls war es heller Tag, wenn auch noch früh am Morgen, als wir erwachten. Vor uns sahen wir eine Wasserpumpe, und so begannen wir uns behaglich zu waschen und zu rasieren. Nachdem wir die Reihe durch waren, schlug es schon eine Stunde, zu der man erwarten konnte, dass in der Stadt das Leben begonnen hätte. Wir beschlossen, zunächst das Postbüro zu suchen, in der Annahme, dass man in seiner Umgebung vielleicht auf bekannte Gesichter stossen würde. Wir waren aber noch nicht weit gegangen, als aus dem Fenster eines zweistöckigen Hauses mein Name gerufen wurde. Von oben winkte aufgeregt Alice Fischer, die gerade ein Staubtuch ausschütteln wollte.

Die Geschichte der Flüchtlinge in der Stadt Montauban ist nicht geschrieben worden. Sie müsste, um vollständig zu sein, Vorkommnisse und Erlebnisse schildern, die von einem Einzelnen nicht geschrieben werden können. Viele, die der Stadt für Leben und Überleben zu danken hatten, sind inzwischen dahingegangen, und die Erinnerungen der noch Lebenden verblasen.

Ehe wir noch unseren Marsch in das Stadtzentrum fortsetzen konnten, hatten wir schon durch Alice erfahren, wer alles aus der österreichischen Emigration – von Friedrich Adler bis zur kommunistischen Oppositionsgruppe «Ziel und Weg» – in der Stadt war. An der nächsten Ecke stand ein Pariser Omnibus mit der Aufschrift «Issy-les-Moulineaux», der Bus, den ich fast täglich in Paris benutzt hatte. Die Pariser waren mit allen greifbaren Fahrzeugen südwärts gefahren, bis der Treibstoff ausging.

Der Marktplatz in der Stadtmitte war, wie häufig in Frankreich, von einem auf eisernen Pfählen ruhenden Dach überdeckt. Unter diesem Dach war Stroh ausgebreitet, und hier und da lagen Schlafdecken und andere Dinge auf dem Stroh. Ringsherum standen Spanier – Junge und

Alte, Einbeinige, Einarmige, Gesunde und Kranke – sie alle schiefen hier auf dem Marktplatz. Letzte Zuflucht der Verteidiger der Republik.

Flüchtlingsdasein ist immer ein Elend. Nicht jedes Elend aber gleicht dem anderen. Die deutsche Emigration kannte Reiche und Arme, aber auch die Armen waren zumeist noch mit einem Koffer gekommen und hatten durch Arbeit oder Hilfe für das Notwendigste sorgen können. Durch politische oder jüdische Hilfsorganisationen war der Bedürftige in der deutschen Emigration irgendwie über Wasser gehalten worden, und die, die jetzt auf erneuter Flucht ihre Habe verloren hatten, waren nicht am Ende ihrer Kräfte. Die Spanier aber waren im Zustand völliger Erschöpfung über die französische Grenze gekommen, und was sie auf dem Leibe trugen, zeugte bereits vom Elend. Sie schlepten Kranke und Invalide mit sich, für die niemand sorgte. Diese hier hatte Montauban aufgenommen und hielt sie am Leben.

In der Nähe des Postbüros trafen wir Bekannte, aber keiner von ihnen konnte uns zu einer Unterkunft verhelfen. Man schickte uns zur Stadtverwaltung, die eine Unterkunftsvermittlung eingerichtet hatte. Wir wurden sehr freundlich empfangen, aber konnten nur erfahren, dass die Stadt viele Notunterkünfte organisiert und in alle nur verfügbaren Räumlichkeiten Holzbetten und Strohsäcke gebracht hatte, dass aber jeder Winkel besetzt war. Die Stadtverwaltung konnte nicht mehr helfen. Paul Frölich riet, dass wir uns eher gleich als später einen Platz auf dem Stroh des Marktplatzes sichern sollten. Ich war jedoch nicht bereit, aufzugeben, und ging mit Fritz Opel und W. von Haus zu Haus, um nach einer Unterkunft zu fragen. Wir erhielten freundliche und weniger freundliche, längere und kürzere Antworten, aber alle besagten, dass es keine Unterkunft für uns gab. Ermüdet und entmutigt erreichten wir die letzten Häuser einer Ausfallstrasse und klopfen an die Tür einer bescheidenen, aber mit seinem Vorgärtchen freundlich aussehenden Villa. Eine weisshaarige kleine Frau öffnete, hörte uns an und sagte nach einigem Zögern, so als ob sie nicht wüsste, ob das, was sie sagen wollte, gesagt werden sollte: «Ja, da waren sie hier und haben unter dem Dach Betten aufgeteilt, ich weiss ja nicht, für wen sie bestimmt sind». Einige Minuten später standen wir auf dem grossen Estrich des Hauses und erblickten etwa zwanzig Bettgestelle mit Strohsäcken und Schlafdecken. Sofort erklärten wir, dass wir für eben diese Betten gekommen wären und dass wir mit Freunden zurückkommen würden, um hier zu bleiben. In Kürze entstand in der Villa eine Art Hauptquartier der politischen Emigration in Montauban. In den folgenden Tagen und Wochen kamen aus den Lagern Entlassene oder Entflohene hier an. Der Name Montauban hatte sich, wie durch eine Buschtrommel verkündet, herumgesprochen. Die Betten waren bald belegt. Manche wurden von Ehepaaren mit Vorhängen abgedeckt, hinter denen

ein kleines Heim entstand. In den kommenden Wochen zogen dann manche aus, nachdem sie in oder um Montauban herum eine individuellere Unterkunft gefunden hatten, und Neuankömmlinge zogen ein. Wir stellten jeden, der kam, der alten Damen vor und fragten, ob sie erlaube, dass er hier wohnte. Jedesmal erstaunte sie aufs Neue, dass wir auch diesen (oder diese) kannten – der Zusammenhang war ihr wohl niemals ganz klar geworden – und gab ihre Erlaubnis unter der Bedingung, dass es sich nicht um einen Zigeuner handelte.

Inzwischen aber war von Frieda eine Karte aus dem Lager Gurs eingetroffen. Das Lager war einige Tage hindurch geöffnet gewesen, wer hinaus wollte, hatte gehen können. Frieda aber hatte mit hohem Fieber in der Krankenbaracke gelegen, und jetzt, da es ihr besser ging, wurde niemand mehr ohne Sondererlaubnis herausgelassen. So beschloss ich, auf die Reise zu gehen, um Frieda zu holen.

Unterwegs nach Gurs

Das Lager Gurs konnte man von der Stadt Pau aus erreichen, zu der eine direkte Bahnlinie von Montauban führte. Züge aber fuhren nicht. Die einzigen noch funktionierenden Verkehrsmittel waren lokale Autobusse. Mit einem solchen erreichte ich Toulouse am Abend meines ersten Reisetages und suchte dort Nachtquartier. Zum Glück waren die Kinos geöffnet; doch nicht, um Filme zu zeigen. Sie waren mit Stroh ausgelegt, um den von Norden zuströmenden Flüchtlingen ein Nachtlager zu bieten. Ich legte mich frühzeitig nieder, um eines Platzes sicher zu sein. Kaum hatte ich meine Decke vom Rucksack genommen, als mir auf gut Wienerisch ‚guten Abend‘ gewünscht wurde. Es war Katia Landau, die eben aus Paris ihren Weg hierher gefunden hatte. Als der Saal sich füllte, sahen wir andere bekannte Gesichter, aber jetzt musste man auf seinem Platz bleiben und konnte niemanden mehr begrüßen.

Am nächsten Morgen fand ich die Abfahrtstelle für den Omnibus, der mich weiter in die Richtung nach Pau bringen sollte. Es standen dort bereits Leute in einer langen Reihe, denn es fuhr nur ein Autobus am Tage. Als der Wagen schliesslich kam, entstiegen ihm mehrere Gendarme, die ankündigten, dass männliche Personen, die mitfahren wollten, ihre Militärpapiere vorzeigen mussten. Es ging offensichtlich darum, Deserteure wieder einzufangen. Mein Mut sank fast auf den Nullpunkt. Ich sah mich bereits festgenommen und in eines der Straflager, in denen sich noch viele unserer Leute befanden, eingeliefert. Die Reihe der Wartenden rückte langsam zum Autobus vor. Kurz entschlossen zog ich den von Onkel Ernst unterzeichneten Entlassungsschein aus dem Lager heraus, schwenkte ihn selbstbewusst unter die Nase des Gendarmen, der sich keine Zeit nahm, um ihn näher zu betrachten, und sass eine Sekunde später im Wagen, von dessen Endstation ein Bus nach Pau fahren sollte.

Siegesgewiss stieg ich aus, um mich nach der Abfahrt Richtung Pau zu erkundigen. Man bezeichnete mir die Stelle, teilte mir aber gleichzeitig mit, dass der nächste Autobus erst vier Tage später fahren würde, weil er nur noch einmal pro Woche fuhr. Ein neuer Rückschlag, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Wie sollte ich in diesem Provinznest eine Unterkunft finden? Wie mit dem Geld auskommen? Würde nicht die Ortspolizei meine Papiere prüfen wollen, und was dann?

Die Sonne brannte auf den verlassenem Platz vor der Kirche, ich war der einzige der Angekommenen, der noch dort stand. Da es an jedem Kirchplatz auch ein Bistro gibt, begab ich mich dorthin, um die von äusserer Hitze und innerer Erregung ausgetrocknete Kehle zu erfrischen, und fragte den Wirt, wie ich wohl auf schnellstem Wege nach Pau gelangen könnte. Es stellte sich heraus, dass es am Ort ein Taxi gab. Der Besitzer desselben wurde in kürzester Zeit herbeigeschafft. Er erklärte sich bereit, mich für einen Preis, den ich noch zahlen konnte, nach Pau zu bringen. Ich hatte gerade in seinem Wagen Platz genommen, als er wissen wollte, ob ich auch einen Passierschein für Pau besässe. Als ich dies verneinte, meinte er, es wäre dann ja wohl das Beste, wir führen zur Gendarmerie, um einen solchen Schein ausstellen zu lassen. Die Gendarmerie war nun die Instanz, die ich am wenigsten zu sehen wünschte. Was aber konnte ich tun? Weigerte ich mich, zur Gendarmerie zu fahren, machte mich das verdächtig, und der Taxifahrer würde mich nicht nach Pau bringen. So begleitete ich ihn zur Gendarmerie, wo er unser Anliegen vorbrachte. Wohl aus dem Wunsch heraus, in Ruhe gelassen zu werden, erklärte man dort, Passierscheine könnte man nur für Ortsansässige ausstellen. Ich beeilte mich, es bei dieser Erklärung zu belassen, und zog den Fahrer aus dem Lokal heraus. Glücklicherweise nahm dieser die Vorschrift nicht allzu ernst und erklärte sich bereit zu fahren, falls ich meinerseits das Risiko auf mich nehmen würde. So fuhren wir denn in Richtung Pau. Wir waren schon eine gute Strecke gefahren, als uns kurz vor der nächsten kleinen Stadt ein Gendarm zum Anhalten veranlasste. Dieser wollte den Passierschein sehen. Es war mir sofort klar, dass die Wahrheit nicht gut tun konnte, ich musste es mit Dichtung versuchen. So erzählte ich ihm, ich wäre ein Angehöriger der polnischen Legion, die auf der französischen Seite gekämpft hatte, und dass meine Frau sich in Gurs befände; von wo sie mir geschrieben hätte, dass sie krank wäre und dass ich kommen sollte, sie abzuholen. Dabei schwenkte ich Friedas Postkarte vor seinen Augen. Der Gendarm, ein junger Bursche, schaute verlegen drein, der Fall war in seinen Instruktionen nicht vorgesehen. So entschloss er sich zu einem weisen Entscheid, der seinem Pflichtbewusstsein und seinem menschlichen Verständnis gleichzeitig gerecht wurde. Er wies uns an, in der nächsten Stadt bei der Gendarmerie zu halten und eine Erlaubnis für die Weiterfahrt zu verlangen. Ich erklärte, dass wir dies tun würden. Wir fuhren in Richtung auf die Stadt weiter. Der Fahrer verstand, dass mir nicht daran gelegen war, die Fahrt zu verzögern, und so durchquerten wir die Stadt, ohne anzuhalten. Alles schien in bester Ordnung, bis wir mitten auf der Chaussee einen Gendarmerieoffizier an ein Motorrad gelehnt stehen sahen, der uns heftig winkte anzuhalten. Mein Herz klopfte beträchtlich. Diesmal würde ich weder mit Wahrheit noch mit Dichtung davon kom-

men. Der Offizier dankte höflich dafür, dass wir angehalten hatten, und fragte, ob er, da sein Motorrad nicht funktioniere, sich bei uns anhängen dürfte. Dieser Bitte wurde entsprochen. Ein weiterer Posten, an dem wir vorbeifuhren, grüsste nur vorschriftsmässig den Offizier. Kurz vor Pau hängte der Offizier sich ab, dankte, und wenige Minuten später war mein Taxi in der Stadt Pau. Ich stieg aus, um den Fahrer zu bezahlen, als ich meinen Namen rufen hörte, und vor mir stand Adolf Weingarten, der ebenfalls nach Gurs wollte, um seine Frau herauszuholen. Adolf war ein Anhänger von Ruth Fischer und ihr persönlich ausserordentlich ergeben. Ein Berliner Grossstadtjunge, den Hanna Eisfelder als Fürsorgefall gekannt hatte. Seine Frau aber war Carola Epstein, die Hannas engste Mitarbeiterin in der Assistance medicinale in Paris gewesen war. Da stand er vor mir, mit einer französischen Militärmütze auf dem Kopf, leicht vorgebeugt und eine Hand in der Nähe der Magengegend, um gleichsam das nervöse Magenleiden anzuzeigen. Bald darauf durchschritten wir das grosse eiserne Tor des Lagers Gurs und meldeten uns in der Schreibstube. Die Frauen erschienen in Kürze. Die Begrüssung war stürmisch, aber hatte kurz zu sein. Wir erfuhren, dass die Gestapo bereits im Lager erschienen war und die Listen eingesehen hatte. Eine Entlassung der Frauen, so erklärte man uns in der Schreibstube, könnte nur erfolgen, wenn wir eine Genehmigung des Präfekten in Pau herbeibrächten.

Als wir in die Stadt zurückkamen, dunkelte es schon, und wir bezogen im nächsten Kinosaal Nachtquartier. Am nächsten Morgen ging es zur Präfektur. Nach langem Suchen fanden wir den Präfekten. Er war ein sehr freundlicher älterer Herr, der, wie er sagte, uns die Bescheinigung gerne gegeben hätte, seit dem Vortage aber war ein Sonderkommissar für Angelegenheiten des Lagers eingesetzt worden, der nun allein das Recht hatte, Entlassungen zu genehmigen. Der Mann wünschte uns viel Glück und seinen Anweisungen folgend fanden wir auch den Kommissar. Dieser sah keinen Grund für den weiteren Aufenthalt der Frauen im Lager und erklärte sich bereit, die notwendige Bescheinigung auszustellen, sobald wir von der Gendarmerie die Bestätigung beibrächten, dass wir nach Montauban reisen dürften. Mit dieser trostreichen Antwort begaben wir uns auf den Weg und – nach einigen falschen Auskünften – gelangten wir auch zu demjenigen Gendarmerieposten, der Reisebescheinigungen ausgab. Hier aber stellte sich heraus, dass eine solche Bescheinigung erst erhältlich war, nachdem die Mairie (Bürgermeisteramt) bestätigt hatte, dass wir nicht in Pau wohnten und dass gegen unsere Abreise nichts einzuwenden war. Die Mairie fanden wir leicht und sogar den Schalter, an dem die Bescheinigungen ausgegeben wurden. Vor diesem Schalter aber stand eine lange Menschengeschlange, die sich kaum vorwärts zu bewegen schien. Wir schauten uns verzweifelt an. Plötzlich kam mir eine Idee. «Adolf», sagte

ich, «Du hast mehr Courage als ich. Ausserdem, mit Deiner Soldatenmütze, die so schön schief auf Deinem Kopf sitzt, siehst Du aus wie ein entlassener Soldat. Geh' zu dem Mann am Schalter und sage, wir sind bereit, die Unkosten zu zahlen, wenn er uns die Papiere sofort gibt. Ich habe noch etwas Geld.» Adolf war sofort bereit. Ich sah ihn an den Schalter herantreten und trotz des Protests der davorstehenden Leute in diesen hereinsprechen. Einen Augenblick später wurde der Schalter geschlossen, und Adolf erschien mit dem Beamten, der wissen wollte, wieviel Geld wir hätten. Ich nannte die Summe. Es war nicht sehr viel, und der Beamte sagt: «Meine Herren, das ist wenig, ich muss ein Taxi bis zur Gendarmerie nehmen, ich muss dem Gendarmen etwas zahlen, da bleibt nicht mehr viel für mich.» Ich beteuerte, dass ich nicht mehr hätte, und versuchte ihm zu erklären, wer wir wären. Dann sagte er: «Gut, ich werde es für Sie tun, aber sie müssen mir schwören, dass Sie immer auf der Seite der Linken in Frankreich stehen werden.» Wir zögerten nicht und schworen beide mit gutem Gewissen. Kurze Zeit darauf kam unser Beamter mit dem Taxi zurück; wir hatten den Passierschein, und noch vor Büroschluss konnten wir die Entlassungsbescheinigungen für die Frauen erhalten. Es war die erste solche Bescheinigung, die der neue Kommissar ausstellte. Nach einer weiteren Nacht im Kino holten wir die Frauen aus Gurs. Als wir mit ihnen nach Pau zurückkamen, stellte sich heraus, dass die Bahnen wieder fuhren, und am selben Abend schliefen wir in «unserer» Villa in Montauban in den Betten der Gemeindeverwaltung.

Sein oder Nichtsein

Montauban war rettender Zufluchtsort, aber auch eine Falle, aus der man zu entkommen versuchen musste. Die Zuflucht vertrat die Stadtverwaltung, die Falle war die Polizei und die in Vichy sitzende Regierung, die das Spiel der Besatzungsmacht spielte. Die Stadtverwaltung hatte Hilfe für alle organisiert, die vor der anrückenden deutschen Armee von Norden her geflohen waren, und sie half den Flüchtlingen der verschiedensten Nationen, die der Strom mit sich gebracht hatte. Waren diese zunächst in den vorbereiteten Massenunterkünften untergekommen, so erhielten sie, als sie nach und nach private Quartiere fanden, Betten, Öfen, Kochherde und andere Gegenstände zugeteilt.

Sehr rasch aber setzte auch eine Selbsthilfe der Flüchtlinge und internationale Solidarität ein; letztere kam vor allem durch das International Rescue Committee in New York. Der Wohlfahrtsdienst der Stadt übernahm die Auszahlung der Gelder, die von dort übermittelt wurden, und so traf man sich zumindest am Tage der Zahlung vor dem Büroschalter der Bürgermeisterei, hinter dem mit freundlichem Lächeln ein Invalide aus dem Krieg 1914-18 sass, der ein Mitglied der KPF war. Die Aufstellung der Listen, der Kontakt mit dem IRC und viele andere sich in dieser ungewöhnlichen Kommune ergebende Aufgaben lagen in den Händen eines Komitees, das irgendwie aus einem natürlichen Ausleseprozess entstanden war, der auch die Leitung in die Hände eines jungen Tschechen namens Karel Sternberg gelegt hatte. Diese «natürliche» Auslese, hinter der kein Organisationsspiel stand, hatte ohne Zweifel die geeignetste Person für eine schwierige Aufgabe hervorgebracht. Niemand wäre wohl je auf den Gedanken gekommen, Karel Eigennützigkeit oder Parteilichkeit vorzuwerfen, und vor allem hatte er die Geduld, alle Klagen und Probleme anzuhören. Er hätte damals wohl gelacht, hätte ihm jemand erzählt, dass er später in USA der Leiter des inzwischen zu einer grossen Organisation gewordenen IRC werden würde. Die schwierigste Aufgabe, die in Karels Händen lag, war wohl die Zuteilung der in Lissabon zur Verfügung stehenden Schiffsplätze an diejenigen, die das amerikanische Einreisevisum erhalten hatten; denn jeder wollte zuerst fort, man wusste ja nicht, was in der Wartezeit alles geschehen könnte. Die Zahl derer, die ein Visum erhielten, war zwar nie gross, aber die Zahl der für Montauban zur

Verfügung stehenden Schiffsplätze war stets noch geringer, sassen doch auch in Marseille und anderen Orten genügend Anwärter.

Der Besitz eines amerikanischen Visums – und wie schwer war das zu erhalten – und ein zugeteilter Schiffsplatz sicherten noch lange nicht die Abreisemöglichkeit. Die Ausreise aus Frankreich war nur zeitweilig erlaubt, dann aber wieder aus unbekanntem Gründen nicht gestattet oder nur für Inhaber ganz bestimmter Pässe. Dann wieder sperrte Spanien die Durchreise. Verpasste man die Schiffsabfahrt, so war man nicht sicher, eine zweite Chance zu haben; auch wusste niemand, ob die Grenze je wieder geöffnet werden würde, wiewohl dies schon am folgenden Tag der Fall sein konnte. Mit Geld des IRC gelang es aber schliesslich, Kontakte herzustellen, mit deren Hilfe die Grenze auch zu Sperrzeiten überschritten werden konnte. Es war vor allem Hans Fittko (mit dem ich 1923 zeitweilig in der Redaktion der «Einheitsfront», dem Blatt der AAUE¹⁵, gesessen und der zuletzt einer Oppositionsgruppe der KPD angehört hatte), der den Grenzgang besorgte.

Als man in Montauban erfuhr, dass die beiden führenden deutschen Sozialdemokraten Hilferding und Breitscheid, die in Marseille sassen, keine Ausreiseerlaubnis erhielten, wurde ihnen angeboten, sie über die grüne Grenze zu bringen. Sie wollten aber keine Ungesetzlichkeit begehen und bestanden darauf, dass sie, die Frankreich so viele Dienste geleistet hätten, eine legale Ausreise verlangen konnten. Die Falle schloss sich für sie. Sie wurden von der Gestapo nach Paris transportiert. Breitscheid starb in der Gestapohaft nach einem angeblichen Selbstmordversuch, und Hilferding kam bei einem Flugzeugangriff auf das KZ Buchenwald um.

Das Überschreiten der spanischen Grenze garantierte allerdings auch noch nicht, dass der Betreffende über die portugiesische Grenze gelangen würde. Die meisten von uns waren aber noch nicht einmal, über die erste Hürde – das amerikanische Visum – hinweg, und viele hatten gar keine Aussicht. Manche versuchten, über die Schweizer Grenze zu kommen; diese aber war gut bewacht, und wer von den Schweizer Grenzposten erwischt wurde, wurde unbarmherzig zurückgeschickt. In dieser Situation entschlossen sich Paul Frölich und Hans Caspari, der dem Parteivorstand der SPD angehörte, einen Schiffsweg nach Nordafrika zu suchen. Es hiess, von dort käme man noch weg. Sie fanden schliesslich jemanden, der einen Mann kannte, der für eine bestimmte Summe Geldes bereit war, sie auf ein Schiff, das nach Afrika hinüberfuhr, zu bringen. Der Mann stellte sich auch zur rechten Zeit ein und brachte die beiden auf ein Schiff. Dort führte er sie in einen Raum und erklärte ihnen, dass das Schiff in der Nacht abfahren würde, dass sie aber nicht aus dem Raum herauskommen dürften, ehe es ihnen gestattet würde. Paul und Hans sassen nun in ihrem kleinen Schiffsraum und zählten die Stunden. In der Nacht hatten sie ei-

gentlich nicht das Gefühl, dass das Schiff fuhr, wenngleich sie hier und da eine Bewegung verspürten. Da niemand sie rief, beschlossen sie am folgenden Abend, sich trotz Verbot aus ihrem Versteck herauszuwagen. Sie stellten fest, dass das Schiff noch am selben Fleck im Hafen lag und dass kein anderes menschliches Wesen auf dem Schiff war. Mit der Reise nach Nordafrika war es nichts. Andere wieder zahlten an Leute, die ihnen ein Visum für einen lateinamerikanischen Staat versprachen, das sie nicht erhielten, oder erwarben tatsächlich ein solches, das sich aber nach einiger Zeit als wertlos erwies.

Berichte über Versuche und Misserfolge und Gerüchte über vorhandene Möglichkeiten des Entkommens bildeten den Hauptgesprächsstoff in der Flüchtlingsgemeinde von Montauban. Nicht, dass alle einander kannten, aber wer wen kannte, stellte ihn anderen vor, und schliesslich trugen bald die meisten blaue Baumwollhemden, die die Quäker aus den USA herüberschickten. Wollte man andere Flüchtlinge treffen und Neuigkeiten hören, so brauchte man sich nur zu gewissen Zeiten vor dem Postamt aufzuhalten. Hier wurden Nachrichten ausgetauscht; zumeist waren es Hiobsbotschaften oder haltlose Gerüchte. Die Neuigkeitsbörse am Postamt erlaubte aber auch Informationsvermittlung in wichtigen örtlichen Angelegenheiten.

Eine wichtige Buschtrommelnachricht war, dass beim Demobilisierungszentrum Bescheinigungen auch für solche ausgegeben wurden, die als sogenannte Prestataires für die Armee gearbeitet hatten oder zumindest dafür vorgesehen worden waren. Auf die Demobilisierungsbescheinigung hin wurde ein Entlassungsgeld ausgezahlt. Diejenigen, die Papiere hatten, die sie als Prestataire auswiesen, brachten vom Demobilisierungsbüro unausgefüllte Formulare mit, die dann von denjenigen, die, gleich mir, nicht Prestataire geworden waren, ausgefüllt wurden und mit dem erforderlichen Stempel versehen wurden, der mittels eines warmen Hühnerreis vom Original übertragen wurde. Meine Bescheinigung sagte, dass ich in der 18. Region gedient hatte. Nicht ungerne hob ich das mir «zustehende» Entlassungsgeld ab. Nach und nach stellten sich auch Kontakte mit der Aussenwelt ein. Der immer unternehmungslustige Schweizer ISK-Anhänger René Bertholet kam wiederholt aus der Schweiz und brachte Lebensmittel und die Neue Zürcher Zeitung mit. In einer Notiz fand ich in dieser den Namen einer Züricher Sozialarbeiterin erwähnt, die in Berlin Assistentin von Fräulein von der L., einem Vorstandsmitglied der deutschen Gesellschaft für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen, gewesen war und die ich von der Zeit her, da ich Geschäftsführer der Gesellschaft gewesen war, kannte. Ich schrieb an sie und erhielt Antwort. Bald konnte ich durch sie mit meinem Onkel Dr. Kurt Ehrlich in Berlin korrespondieren. Es war eine traurige Korrespondenz, denn nun fühlte mein

immer optimistischer Onkel, dass es für ihn und meine Tante kein Entrinnen mehr gab, alle Ausgänge waren geschlossen. «Du hast», so schrieb er mir, «nach bestem Wissen und Gewissen von der Ausreise nach China abgeraten, jetzt aber gibt es kein Land mehr, in das man einreisen könnte.» Nach unserer Rückkehr von Gurs hatten wir beschlossen, alles daran zu setzen, um von unserer Villa wegzukommen und eine private Unterkunft zu finden. Von unserem Prager Exil an war es immer unser Bemühen gewesen, so rasch wie möglich einen Platz zu finden, wo wir die Türen schliessen und «zu Hause» sein konnten. Wir begegneten auf unserer Suche – ich weiss nicht mehr wie – einer französischen Krankenschwester aus Paris, die einen Raum unter dem Strassenniveau gemietet hatte und jetzt, da sie in einer anderen Stadt Arbeit gefunden hatte, diesen gegen Vergütung der von ihr im Voraus bezahlten Miete abgeben wollte. Wir zogen also in diesen Raum, dessen Fenster auf der Höhe der Strasse lagen und zu dem ein grosser Küchenraum gehörte, in dem es nichts als einen Kamin gab. Die Ausgangstür führte von der Küche in einen Garten, an dessen äusserstem Ende über einem tiefen Loch ein Holzverschlag gestellt war – das war «la toilette».

Das Haus, in dem sich unsere neue Wohnung befand, lag an einer Ausfallstrasse und hatte zwei Stockwerke. Auf dem ersten Flur lebte ein Coiffeurhilfe mit Frau und zwei Kindern, darüber wohnte eine alte Dame mit einer gewaltigen Tigerkatze namens Fou-Fou. Es gab allerdings auch noch einen grossen schwarz-grauen Kater, den wir «diable» nannten, und der sich selbst als zum Hause gehörig zu betrachten schien.

«La toilette» und die Katzen werden erwähnt, weil sie mit unserem täglichen Leben zu tun hatten. Jedesmal, wenn Frieda eines der beiden Kinder – ein Mädchen von vier und einen Knaben von sechs Jahren – im Holzgestell verschwinden sah, wartete sie mit Bangigkeit auf dessen Wiedererscheinen. Sie konnte die Vorstellung nicht loswerden, dass ein Kind in das nur von einem zum Hocken bestimmten Brett überdeckte Loch fallen könnte, ohne dass jemand es bemerken würde. Was die Katzen anlangt, so waren wir genötigt, wann immer wir am Kamin das Essen zubereiteten, die Tür zu schliessen, weil sie sich sonst eingemengt hätten. Trugen wir aber das Essen in das Zimmer, so eilten sie aus dem Garten auf die Strasse und erschienen vor dem Fenster. Hatten wir versäumt, es zu schliessen, so waren sie schon auf dem Tisch. Als von einem Tag auf den anderen die Rationierung angekündigt wurde, eilte Frieda zum Schlachter und erstand noch schnell ein Kalbsschnitzel, das das Gewicht einer Wochenration hatte und unser Budget stark beanspruchte. Mangels Mobiliar entstand die Frage, wo es über Nacht aufbewahren? Wir entschieden schliesslich für eine schmale Kante über dem Kamin dicht unter der Decke der Küche, wo wir es mit Hilfe einer Leiter verstauten. Wir konn-

ten uns keinen unzugänglicheren Platz vorstellen, aber am nächsten Morgen war es nicht mehr dort. Wir fanden niemals die Erklärung, wie die Katzen herein und hinauf gekommen waren und welche von beiden der Täter gewesen war.

Die Wohnungseinrichtung war mit Hilfe der Stadtverwaltung um ein Bett und einen Stuhl vermehrt worden. Wir waren also mit dem Notwendigsten versehen. Bald aber erlebten wir zwei Überraschungen.

Eines Tages sahen wir auf der Strasse einen dicken Mann, der durch unser Fenster starrte, und wenige Minuten später stürzte dieser Mann durch die Küchentür herein und schrie: «Was haben Sie hier zu suchen?» Es war der Eigentümer des Hauses; ein Bauer aus der Umgebung, der den Raum, so erklärte er, vorübergehend an die Krankenschwester, auf deren Bitten hin, vermietet hatte. Den Raum brauche er dringend als Lager, auch dürfe er ihn gar nicht als Wohnung vermieten. Durch das Versprechen, uns nach einer neuen Bleibe umzusehen, und durch die Vorauszahlung einer anderen Monatsmiete gelang es uns schliesslich, den Mann zu beruhigen.

Mit dem Herannahen des Herbstes kam dann die zweite Überraschung, die bewies, dass der Raum wirklich nicht für Wohnzwecke geeignet war. Nach einem heftigen Regen füllte er sich mit Wasser, das sich erst im Laufe der folgenden Tage verlief.

Zunächst aber hatten wir doch ein Heim hier, und die Mitbewohner taten alles, um uns das Leben zu erleichtern. Schon zur Frühstückszeit klopfte die vierjährige Tochter an die Tür und sagte: «Le journal, Monsieur.» Wir durften ihre Zeitung vor ihnen lesen. Den Haarschnitt bekam ich gratis, und ebenso erhielten wir Kräuter aus dem Garten. Vor allem aber erfreute uns ein alter grosser Feigenbaum, der auf einem angrenzenden unbenutzten Stück Land stand und die herrlichsten Früchte produzierte. Wir hatten nie zuvor frische Feigen gegessen. Bald gingen alle unsere Besucher mit einer Tüte voll Feigen weg. Später, als wir noch weiter draussen am Stadtrand wohnten, entdeckten wir wie andere unserer Leute, dass es entlang den Wegen dichte Brombeerhecken gab, die voller grosser saftiger Beeren waren. Die Einheimischen behaupteten, man könne sie nicht essen. Sie schmeckten grossartig, und da sie nichts kosteten, verzehrten wir davon rauhe Mengen und litten bald alle an Hautausschlägen. Da einige unserer Bekannten in den Dörfern um die Stadt herum Zuflucht gefunden hatten und dort bei der Landarbeit halfen, so erhielten wir auch des Öfteren Pfirsiche und Aprikosen, die zu reif waren, um zum Transport verpackt zu werden. Es gab Momente, da wir in paradiesischen Ferien zu sein glaubten, insbesondere wenn wir an warmen Sommerabenden durch die Felder spazierten, die Leuchtkäfer um uns herzwirrten, und die Grillen ihr Konzert veranstalteten.

Eines Morgens gegen fünf Uhr – noch war es nicht voller Tag – rüttelte Frieda mich aus dem Schlaf und rief aufgeregt: «Lutz ist im Garten.» Ich drehte mich unwillig um und brummte etwas über ihre allzu lebhaften Träume. Es war aber kein Traum, sondern Wirklichkeit. Lutz ging draussen im Garten auf und ab. Wir schlossen die Tür auf und umarmten uns. Er war aus dem Prestatarelager entlassen. Die Buschtrommel hatte unseren Aufenthaltsort bis dorthin bekannt gemacht. Einige Stunden später schleppten wir vom städtischen Lagerraum eine Bettstelle in die Küche. Bald darauf kam Clairette aus Paris, und die Frage eines «Eigenheims» für sie und Lutz erhob sich. Wohnraum aber war immer knapper geworden, da wir fast täglich Zuzug zu begrüßen hatten. Schliesslich fand sich in der Strasse, in der wir wohnten, ein Geräteschuppen, in den die beiden einziehen konnten. Sein Nachteil war, das es kein Fenster gab und Luft und Tageslicht nur durch öffnen der Tür erhältlich war.

Die kalte Jahreszeit kam, und nicht nur der Hausbesitzer, sondern auch die Kälte und Nässe des Raums drängten uns zum Ausziehen. Wieder hatten wir Glück und fanden am äussersten Ende der Stadt in einer kleinen Villa zwei Zimmer. Die Villa gehörte dem Kassierer der Bank, der mit seiner Frau und dem zehnjährigen Buben die beiden anderen Zimmer des Hauses bewohnte. Da es immer zweifelhaft war, ob die Franzosen zwischen den «boches» und Flüchtlingen aus Deutschland einen Unterschied machten, gaben wir uns als Tschechen aus. Wir hatten nur sogar ein Zimmer mit einem Doppelbett, brauchten also keine städtischen Bettstellen mehr, wohl aber einen eisernen Ofen zum Heizen und zum Kochen.

Da wir nun nicht nur eine warme Stube, sondern auch einen Wasserkessel auf dem Ofen hatten, so konnten Diskussionen bei Tee stattfinden. Der dankbarste Konsument, der es auf mehr als ein Dutzend Tassen bringen konnte, war Boris Goldenberg, der zur SAP und dem Freundeskreis von Paul Frölich gehörte. Er hatte in Heidelberg studiert und in seiner Doktorarbeit nachgewiesen, dass die SPD niemals eine umstürzlerische Partei gewesen war. (Er rettete sich später nach Kuba, wo er, indem er sich als Homosexueller ausgab, eine Stelle als Sprachlehrer in einer vornehmen Mädchenschule erhielt. Nach dem Kriege wurde er Südamerikaexperte in der Bundesrepublik und begleitete sogar Präsident Lübke auf einer Reise nach Südamerika.) Hatten wir mit Boris kaum wesentliche Meinungsverschiedenheiten, so war das anders mit einem anderen grossen Tee-Liebhaber, einem Volkswirt namens Metzger, der ein fanatischer Anhänger von Mises¹⁶ war und die Vorteile der freien Marktwirtschaft mit enormem Stimmenaufwand verteidigte. Wir hörten nie wieder von ihm, und da er ein wenig praktischer Mensch war, ist er wahrscheinlich aus der Falle nie herausgekommen.

Die Anwesenheit von Personen und Gruppen verschiedenster politischer Richtungen, die nicht viel andere Beschäftigung hatten, hielt Streitgespräche im Gang. Parteikommunisten gab es allerdings relativ wenige; sie mieden wohl auch Diskussionen, und es ist überdies möglich, dass die Partei ihre Leute von Montauban fernhielt, soweit sie es konnte, da zuviele der dort Anwesenden für sie unter den Sammelnamen «Trotzkisten» fielen. So schrieb der mir noch aus der Freienjugend-Zeit her bekannte Erich Scz. an seine Frau, die noch im Lager war, dass es viele Trotzkisten in Montauban gäbe, so auch HJ. Der Brief wurde von der Zensur geöffnet, und ich wurde zu einem Verhör auf die Präfektur geladen. Es war ein Glücksfall, dass sich daraus keine Weiterungen ergaben.

Schliesslich fanden sich auch Hans Sch. und Aga in Montauban ein und schlugen vor, dass wir uns wieder als Funken-Gruppe konstituieren und anderen gegenüber unsere gemeinsame Auffassung vertreten sollten. Lutz, Frieda und ich fanden, dass die Gruppierungen der Vergangenheit angehörten und von den Ereignissen überholt wären; insbesondere wären die spezifischen Einschätzungen der Sowjetunion, die die linken Gruppen gespalten hatten, nicht länger gültig und bedürften der Überprüfung. Damit war ein Schlussstrich unter die Existenz der Funken-Gruppe gesetzt. Für Lutz und mich schien der Augenblick gekommen, alle Grundsätze und Einschätzungen neu zu überdenken, und siehe, auch dabei sollte uns Montauban Hilfe leisten.

Es gab eine Stadtbibliothek, die nicht schlecht mit Literatur versehen war und von unseren Leuten reichlich benutzt wurde. In der Mitte der Stadt stand jedoch auch ein sehr hübsches Haus mit einem Metallschild «Bibliothèque». Man sah nie jemanden in das Haus gehen, und wir fragten uns, was es mit dieser Bibliothek auf sich haben konnte. Eines Tages entschlossen sich Lutz und ich, die Treppen hinaufzusteigen und die Tür zur Bibliothek zu öffnen. Wir fanden mehrere ineinander gehende Zimmer mit Regalen voller Bücher, deren Rücken auf den ersten Blick ein gewisses Alter verrieten. An einem Tisch sass ein kleiner weisshaariger Mann, der uns misstrauisch betrachtete, während wir vorsichtigen Schrittes und zögernd an ein Regal traten, um die Titel zu betrachten. Das ganze machte den Eindruck eines in einen Dornröschenschlaf verzauberten Platzes. Schon der erste Blick auf die Rücken der Bücher zeigte uns, dass hier Schätze verborgen waren. Rasch gelang es uns, das Misstrauen des kleinen weisshaarigen Bibliothekars, der, wie sich herausstellte, ein pensionierter Lehrer war, zu überwinden und in Freude darüber, dass wir seine Bücher zu schätzen wussten, zu verwandeln. Haus und Bibliothek waren ein der Stadt vermachtes Erbe. Nur Schüler und Studenten kamen gelegentlich hierher, und unser Bibliothekar sah seine Hauptaufgabe darin, die Bücher gegen sie in Schutz zu nehmen. Wir dagegen erhielten die Erlaub-

nis, die Bücher zu entleihen und erschienen von nun ab recht häufig in der Bibliothek, wo wir in den Regalen stöbern konnten, soviel wir wollten, Wir konzentrierten uns auf die Geschichte Frankreichs, lasen die Werke der grossen bürgerlichen Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts und warfen uns insbesondere auf Publikationen des Zeitalters des Absolutismus. Wir fanden Bücher, die zurzeit von Ludwig XIV. und Ludwig XV. gedruckt worden waren, unter ihnen auch die Erstausgabe von Hobbes' Leviathan. Zum Hauptthema unseres Interesses wurde mit der Zeit der Kampf zwischen der zentralen Königsmacht und der Adelsklasse und die damit verknüpfte Entwicklung einer Bürokratie mit wachsendem Eigeninteresse. Uns faszinierte eine illegale Literatur – zumeist in Holland gedruckt –, in welcher die Könige angeklagt wurden, dem hohen Adel eines ihrer Vorrechte nach dem anderen entrissen zu haben, unter anderem das Recht, Münzen zu prägen und Recht zu sprechen. Wir verfolgten die Auflösung des das Feudalsystem ausmachenden Gewebes sozialer und politischer Beziehungen; die Verkürzung und Zerstörung der Rechte von Stadtkommunen, Provinzen und Ländern und ihre Absorbierung durch die Zentralmacht. Unser Interesse wurde gefesselt von dem Prozess des Entstehens einer administrativen Struktur, deren Büros die in der Gesellschaft verstreuten Gewalten an sich zogen. Im heftigen Widerstand der feudalen Kräfte gegen die Macht akkumulierende Königsmacht lernten wir einen «Klassenkampf» kennen, von dem im vulgärmarxistischen Schema kaum die Rede war. War Klassenkampf die Lokomotive der Geschichte, so hatte er offenbar nicht zwischen dem Adel und seinen Bauern stattgefunden – zumindest nicht als der wesentliche geschichtsbildende Prozess –, sondern zwischen der staatlichen Zentralmacht – dem Königtum – und den feudalen Kräften. Ja, die meisten Bauernrevolten schienen gegen Steuern gerichtet zu sein, die vom König auferlegt und von seinen Beauftragten eingezogen wurden.

Es kam uns zum Bewusstsein, wieviel Zwang nötig gewesen war, um die Menschen unter die Kontrolle einer zentralisierten Staatsmacht zu bringen. Die landläufige marxistische Betrachtung, die sich auf den Gegensatz zwischen Adelherrschaft und Bourgeoisie konzentrierte, hatte an wesentlichen Momenten der Entstehung des modernen Nationalstaates vorbeigesehen. Mit der Zerstörung des Gewebes der unabhängigen Räume und Institutionen der mittelalterlichen Welt war eine Klasse von Menschen entstanden, deren Stellung in der Gesellschaft mehr von ihrem Amt als von Herkunft und Besitz bestimmt wurde. Sie traten in der absoluten Monarchie mit Eigeninteresse hervor und versuchten im 17. Jahrhundert die Wirtschaft zu regulieren und zu kontrollieren. In den illegalen Schriften des Adels wie ‚La Cour de France turbanisee‘ (Der französische Hof unter dem Turban) wurde die Herrschaft Ludwig XIV. mit dem

Despotismus des Orients verglichen. Das ständige Wachstum der Bürokratie wurde hier beklagt, und Vergleiche mit der chinesischen Bürokratie tauchten auf. Diese Bürokratie fuhr fort zu wachsen. Im ersten Sturm der Revolution von 1789 verlor sie wohl an Gewicht, aber selbst in der Zeitspanne der «Terreur» wurde sie nicht wesentlich geschwächt. In einem vergilbten Notizbuch fand ich beim Schreiben dieser Erinnerungen ein von mir kopiertes Zitat von St. Just (mit einer Verbesserung eines Schreibfehlers von Lutz' Hand): «Les lois sont révolutionnaires, ceux qui les exécutent ne le sont pas. Plus les fonctionnaires se mettent à la place du peuple, moins il y a de démocratie.» (Die Gesetze sind revolutionär, die, die sie ausführen, sind es nicht. Je mehr die Beamten sich an die Stelle des Volkes setzen, desto weniger Demokratie gibt es.)

Als wir schliesslich das kontinuierliche Wachstum der Bürokratie über die Revolution hinaus in den Werken Alexis de Tocqueville (die in Erstausgaben vertreten waren) nachdrücklich dargestellt fanden, beeindruckten uns seine Folgerungen. (Wir ahnten damals allerdings nicht die Tocqueville Vogue, die wir einige Jahre später bei den amerikanischen Intellektuellen finden sollten.) Zu jenem Zeitpunkt aber brachte uns die Beschäftigung mit der Entstehungsgeschichte des modernen Staates und seiner wachsenden bürokratischen Tendenzen – und vor allem mit den Verselbständigungstendenzen der Bürokratie auf dem Höhepunkt des Absolutismus – dazu, die Grundlagen unseres politischen Denkens zu überprüfen und eine Reihe von marxistischen Formeln aufzulockern. Vor allem aber war es unsere Interpretation des nachrevolutionären russischen Staates, hinter die wir ein Fragezeichen setzten, nachdem einmal unsere Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit einer Herrschaft gelenkt worden war, die auf sozial-administrativen Funktionen und nicht auf Eigentum beruht. Hatte auch unsere Gruppe die Organisationsmethode Trotzki's abgelehnt, so waren wir doch – wie viele andere – weitergehend seiner Einschätzung der Sowjetunion als eines Arbeiterstaates gefolgt und hatten von der Verteidigung der Ergebnisse der Oktoberrevolution «trotz und gegen Stalin» gesprochen und geschrieben. Wir hatten die subjektive Erklärung einer «verratenen Revolution» akzeptiert. Jetzt begannen wir den objektiven Tatbestand einer Herrschaft derer, die den Staatsapparat und mit ihm die Wirtschaft verwalten und kontrollieren, zu sehen.

Nachdem die meisten mitteleuropäischen Flüchtlinge, die in Montauban Zuflucht gefunden hatten, irgendwie eine sozusagen «permanente» Unterkunft gefunden hatten und von den zur Verfügung stehenden Unterstützungen einigermaßen existieren konnten, und zunächst nicht absehbar war, für wie lange wir in Montauban sesshaft sein würden, entstanden Diskussionsgruppen, die mehr oder weniger regelmässig zusammenkamen. Die meisten waren von der Frage bedrängt, wie der Zusammen-

bruch der politischen Welt, in der wir gelebt hatten, zu erklären, die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu erahnen wäre. Die mächtige Arbeiterbewegung Mitteleuropas war in Trümmern, Hitlers Panzer beherrschten Europa, die Genossen Lenins in der Oktoberrevolution waren als Spione erschossen worden, die spanische Republik war von den europäischen Demokratien verlassen, ihre revolutionäre Bewegung von den Agenten Sowjetrusslands erdolcht, und Stalin hatte schliesslich ein Bündnis mit Hitler geschlossen. Schwer aber erwies es sich, das einstmalig Erlernte in Frage zu stellen und sich von der Vorstellungswelt und den Gedankengängen der Vergangenheit loszureissen. Am schwersten hatten es diejenigen, die mit dem Mythos der Oktoberrevolution nicht fertig werden konnten.

Wir waren wie Strandgut, das von den Wellen hier in diese kleine Provinzstadt gespült worden war, waren Trümmer eines untergegangenen Schiffes, aber konnten immer noch nicht glauben, dass wir falschen Kurs genommen hatten. Dies traf auch auf die Diskussionsgruppe zu, an der wir teilnahmen, obwohl sich in dieser vor allem Leute einfanden, die aus kleineren politischen Gruppen kamen, die die Politik der grossen Parteien verworfen und damit kritisches Verhalten bewiesen hatten. Die Mehrzahl der Teilnehmer kamen aus der Wiener Gruppe «Ziel und Weg», die aus der kommunistischen Partei hervorgegangen war. Es waren Intellektuelle – zumeist jüdische – die später in USA als Physiker, Soziologen, Historiker, Volkswirtschaftler nicht unbedeutende Positionen fanden.

Unser Versuch, ein besseres Verständnis der Gegenwart aus der von Tocqueville vermittelten Einsicht in die seit der absoluten Monarchie fortschreitende Tendenz zur Zentralisierung der Macht und Bürokratisierung und Verselbständigung des Staatsapparates zu erreichen, stiess zunächst auf heftige Abwehr in unserem Diskussionskreis. Es zeigte sich, dass auch bei denen, die Marx gelesen hatten und seine Untersuchungen über den Bonapartismus kannten, die vulgärmarxistischen Formeln mehr gewirkt hatten als Marx' historische Einsicht. Von der Diskussion von Formeln zum Versuch einer Analyse von Vergangenheit und Gegenwart zu gelangen, erwies sich als schwierig. Es war einfacher, den Staat «Instrument der herrschenden Klasse» zu nennen, als zu begreifen, dass die Formel, ohne gänzlich falsch zu sein, nur Teilwahrheit in einem komplexen Prozess war und über die Entstehung der europäischen Nationalstaaten keine Einsicht vermittelte. Am heftigsten aber ging es dann zu, als die Deutung des sowjetischen Gesellschaftssystems als eine bürokratische Herrschaftsform zur Diskussion kam. Die Teilnehmer dieses Kreises waren alle Feinde des Stalinismus. Sie waren auch keine Anhänger Trotzki's. Sie stimmten aber, ähnlich wie wir selbst bis dahin, der Auffassung zu, dass Russland seit der Oktoberrevolution ein sozialistischer Arbeiterstaat war, der von Stalin ver-

raten und durch dessen bürokratisches Regime vom rechten Weg abgebracht worden wäre. Der Mythos der Revolution und die Tatsache der entprivatisierten Produktionsmittel hielt sie im Bann. Gab es keinen Privatbesitz an Produktionsmitteln, so gab es eben Sozialismus. Dass wir den sozialistischen Grundcharakter der Sowjetunion leugneten und eine nicht-kapitalistische Ordnung, die nicht sozialistisch war, für denkbar hielten, stiess auf innere Abwehr. Dies wohl nicht nur, weil die Existenz einer solchen anderen Ordnung alle Hoffnung auf eine Rückkehr Russlands zu seinem «sozialistischen» Ausgangspunkt zerstörte, sondern auch weil damit der Glaube an das «historische Gesetz», wonach der Kapitalismus durch den Sozialismus abgelöst werden müsste, aufgegeben wurde. Später erst in USA sollten sie alle – sofern sie überlebten und dorthin gelangten – die «Hoffnung Russland» verlieren.

Der Weg ins Freie

Die Rationierung der Lebensmittel machte das Leben in Montauban um vieles schwieriger. Insbesondere stellte die immer geringer werdende Brot-ration ein Problem dar. Auf den Tisch kamen öfter und öfter Rutabaga, die an die Kohlrüben des Ersten Weltkrieges erinnerten, Topinambour und pois chiches (Kichererbsen). Diese Gerichte konnten, mit Fett gekocht, eine wohlschmeckende Mahlzeit ergeben, ohne solches aber waren sie nur wenig schmackhaft. Mit Geld konnte man sich zwar alles auch ohne Marken beschaffen, das aber war für die grosse Mehrzahl unserer Freunde auch rationiert. Zum Glück hatten die Quäker eine Speisestätte aufgemacht, wo vor allem die Junggesellen assen. Frieda und ich hatten den Vorteil, dass wir nicht rauchten und auch Wein leicht entbehren konnten, und so tauschten wir die Tabak- und Weinmarken gegen Brotmarken um. Wir waren auch insofern gut dran, dass wir nicht krank waren. Eines Tages aber bekam ich Zahnschmerzen, die immer schlimmer wurden. Es gab unter den Emigranten in Montauban einen jüdischen Zahnarzt aus Rumänien, der mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen nicht weit von uns wohnte. Er besass ein Taschenui mit kleinen Instrumenten und schlug vor, den Zahn mit der Zunge zu ziehen. Eine Betäubung konnte er natürlich nicht vornehmen. Nun hatte ich von Paris her noch einige Tabletten, die ich gegen einen heftigen Kopfschmerz nahm, der seit meiner Zuchthauszeit periodisch auftrat – meist träumte ich in der Nacht zuvor, dass ich wieder verhaftet worden war. In der Hoffnung, dass dieses Beruhigungsmittel den Schmerz verringern würde, nahm ich einige davon, ehe ich den Zahn ziehen liess. Nach der Operation eilte ich in unsere Wohnung und legte mich ins Bett. Als ich wieder aufwachte, sah ich Frieda und unseren Hauswirt über mich gebeugt und hörte Frieda rufen: «Er wacht auf!» Ich hatte zwei Tage und zwei Nächte durchgeschlafen.

Als Clairette aus Paris gekommen war, hatte sie einige Kleidungsstücke für uns und Lutz mitgebracht und auch mein Manuskript «Zur Kritik der politischen Moral». Als sie nach Paris zurückfuhr, wurde vereinbart, dass sie einen grossen Koffer mit Wintersachen und eine Reihe anderer Dinge schicken sollte, insbesondere Lutz' Wintermantel, den er gerade vor Kriegsausbruch gekauft hatte.

Von der Bahn kam die Benachrichtigung, dass der Koffer abzuholen

sei, aber als wir ihn holen wollten, war kein Koffer zu finden. Kein Zweifel, er war gestohlen worden.

Lutz liebte es, in einem «Bistro» bei einem Kaffee zu sitzen, entweder um zu lesen oder sich mit Bekannten, die hereinkamen, zu unterhalten. Nachdem wir unter den Spaniern einige führende Leute der POUM-Jugend gefunden hatten, zog es ihn oft in ein Lokal, wo diese verkehrten. Eines Abends kam ein Spanier herein, in einen Mantel gekleidet, der Lutz bekannt vorkam, so dass er ihn fragte, ob der Mantel nicht im Futter den Namen eines Pariser Geschäftes trüge. Dies war der Fall, und der Spanier trat den Mantel an Lutz ab. Er hatte ihn von einem anderen Spanier gekauft. Lutz tröstete ihn über sein Pech bei einer Flasche Wein, und da das wesentlichste Kleidungsstück gerettet war, verzichtete er darauf, dem Diebstahl weiter nachzugehen.

Die Zusammenarbeit zwischen der Gestapo und dem französischen Polizeiapparat wurde enger. Verhaftungen und Verschleppungen wurden häufiger. Das Gefühl der Unsicherheit wuchs. Unsere Charlottenburger Freundin Jenny Redner, die auch Mitglied der Funken-Gruppe geworden war, wohnte mit ihrer dreijährigen Tochter und ihrer jüngeren Schwester Fanny in einem unweit der Stadt gelegenen Bauernhaus. Eines Tages kam die Gendarmerie und forderte Fanny auf, ihre Sachen zu packen und mitzukommen. Sie hätte durch einen Hinterausgang verschwinden können, tat dies aber nicht, um Jenny und das Kind nicht zu gefährden. So folgte sie den Gendarmen und ging in den Tod. Warum es gerade sie erwischte, war nicht auszumachen. Sie war unpolitisch, hatte aber einen Freund, der mit einer linken Gruppe Verbindung hatte. Kurze Zeit darauf nahm Jenny ihre Tochter und trug sie auf dem Rücken über die Berge in die Schweiz.

Der Wunsch, «von hier wegzukommen», beherrschte mehr und mehr die Gemüter. USA wurde zum Land der Verheissung. Wer aber konnte die Hoffnung hegen, dorthin zu gelangen? Die erste Voraussetzung, um sozusagen guter Hoffnung zu werden, war der Besitz eines «Affidavits». Dieses Wort, das bald eine Art mythischer Bedeutung erlangte, bedeutet eine eidesstattliche Erklärung und besagte im gegebenen Fall, dass ein amerikanischer Staatsbürger für den Inhaber des Papiers unter Eid Bürgerschaft übernommen und sich bereit erklärt hatte, für seinen Lebensunterhalt, wenn erforderlich, aufzukommen. Der Besitzer eines solchen Affidavits konnte dann hoffen, dem amerikanischen Konsul ein Visum abzurufen – sicher war er dessen keineswegs, daraufhin eine französische Ausreiseerlaubnis zu erhalten und, falls er einen Schiffsplatz für ein von Lissabon abgehendes Schiff hatte, durch Spanien reisen zu können. Im Verlauf dieses Prozesses war er dann nur zu oft der Verzweigung näher als der Hoffnung.

Wer irgendeine Adresse in USA besass oder erhalten konnte, schrieb um ein Affidavit. Wer ein solches erhalten hatte, wurde von anderen gebeten, auch für ihn zu fragen. Sehr viele konnten auf keine Hilfe von USA rechnen; sie setzten ihre Hoffnung auf irgendein anderes Land. Einige lateinamerikanische Konsulate verkauften Einreisevisa. Man flüsterte sich Namen und Preise zu, und es gelang auch einigen, nach Kuba oder San Domingo zu kommen. Als aber – für viele der Konsuln wohl unerwartet – die Zahl der Antragsteller zunahm, wurde es schwieriger, ein Visum zu erhalten. Oft wurde – insbesondere von Mittelsmännern – das Geld einkassiert, das Visum aber nie ausgehändigt, oder aber auch die betreffende Regierung erklärte alle ausgestellten Visa für ungültig. Andere versuchten, erst einmal nach Afrika zu gelangen, was, wie oben geschildert, nicht immer glückte. Immer wieder war die Frage, wie für solche Versuche die notwendigen Mittel aufzutreiben seien; die jüdischen Hilfsorganisationen und das IRC halfen, mussten aber mit ihren Mitteln hausälterisch umgehen.

Lutz hatte von einem wohlhabenden Verwandten in New York ein Affidavit erhalten und heiratete Clairette, damit sie gegebenenfalls mitreisen konnte. Ich schrieb an Max Horkheimer, und tatsächlich kam ein von Leo Löwenthal, der als Sekretär des Institutes in New York amtierte, ausgestelltes Affidavit. Nun musste ich nach Marseille fahren, um die notwendigen Anträge beim Konsulat zu stellen und mich bei der jüdischen Hilfsorganisation HICEM für einen Schiffsplatz vormerken zu lassen. Nach Marseille zu fahren – und dies musste des Öfteren geschehen – war nicht nur eine Frage des Geldes für Fahrkarte und Hotel. Es bedurfte einer Fahrerlaubnis von der Gendarmerie und um diese zu erhalten, musste man gültige Papiere vorweisen. Ob nun jene Papiere, die wir besaßen, nach Massstäben der Gendarmerie gültig waren, war fraglich; vor allem aber wollte niemand freiwillig in das Büro der Gendarmerie gehen; konnte man doch nie wissen, ob man wieder herauskommen würde. Die Internierungslager begannen sich wieder zu füllen. Fritz Opel und zwei Freunde waren, als sie in Marseille aus dem Zug stiegen, von der Gendarmerie festgenommen und in ein Lager bei Nimes gebracht worden. Zum Glück herrschte dort ein solches Durcheinander, dass sie sich davonmachen konnten und wieder in Montauban auftauchten.

Kontrollen fanden im Zug und am Ausgang des Bahnhofs statt. Es war daher notwendig, die Nacht durch im Gang des Zuges, der Montauban am Abend verliess und morgens in Marseille ankam, zu stehen und abzuwarten, von welchem Ende des Zuges die Gendarmen kommen würden. Sobald sie in Sicht kamen und in ein Abteil eingetreten waren, galt es, in der Richtung, aus der sie gekommen waren, an diesem Abteil vorbeizuschlüpfen und in der nächsten Toilette, die sie im Vorbeigehen bereits

kontrolliert hatten, zu verschwinden. Da unterwegs eine neue Kontrolle einsteigen konnte, durfte die Wachsamkeit nicht aufgegeben werden. In Marseille gab es dann zwei Möglichkeiten, die Kontrolle an der Billettsperre zu umgehen. Man ging in die Bahnhofstoilette, die auch dem Bahnrestaurants diente, so dass man durch dieses auf die Strasse gelangen konnte, ohne die Sperre zu passieren. Es gab auch die Möglichkeit, in einen Vorortzug einzusteigen, im Zuge die Fahrkarte zur nächsten Station zu lösen und von dieser mit der Strassenbahn in die Stadt zu fahren. Die Rückreise war dann weniger gefährlich, weil es der Gendarmerie wohl hauptsächlich darum ging, den Zugang zu Marseille zu kontrollieren. Mit der Ankunft in Marseille waren die Gefahren der Reise keineswegs überwunden. Meistens musste man in einem Hotel übernachten, weil die unendlichen bürokratischen Geschäfte beim Konsulat sich nicht an einem Tag erledigen liessen; oft erhielt man dort eine Nummer, die erst am nächsten Tag aufgerufen wurde. Mit wenig Geld und schlechten Ausweispapieren musste man ein billiges Hotel aufsuchen, wo die Dinge nicht so genau genommen wurden. Viel Schlaf fand man dort allerdings nicht, wenn man nicht den Umgang mit Wanzen gewöhnt war. Eines Nachts wurde mein Bemühen um Schlaf von starkem Klopfen an der Tür jäh unterbrochen. Eine energische Stimme rief: «öffnen, Polizei!» Dieser Besuch galt wahrscheinlich weniger deutschen Flüchtlingen als anderer Kundschaft, stellte aber dennoch das Problem eines Papiers, das meinen Aufenthalt in Marseille rechtfertigte. Ich schwang mein Affidavit unter der Nase des Polizisten und wies auf meine «Geschäfte» mit dem amerikanischen Konsulat hin. Das Wort «Affidavit» hatte der Polizist wohl schon gehört, und dieses Fremdwort schien irgendeinen Eindruck auf ihn zu machen, so dass er seinem Kollegen, der im Türrahmen stand, «Affidavit» zurief, worauf sie ab zogen.

Ein anderes Mal – wir waren bereits in unserem Verhältnis zum Konsulat im fortgeschrittenen Zustand guter Hoffnung – hatte Frieda mit nach Marseille kommen müssen, und wir verzehrten unser Frühstück in einem Lokal, wo wir nicht die einzigen unserer Art waren – man erhielt hier mehr Brötchen, als man Marken abgab, und konnte sich an Kakao satt trinken –, als plötzlich eine Gruppe von Polizisten hereinstürzte, und ehe wir uns versahen, waren wir zu anderen auf einen Polizeiwagen verladen und wurden bald darauf in der Präfektur zu vielen der unseren in einen Saal gestopft. Es stellte sich heraus, dass Admiral Darlan, der starke Mann des Vichy-Regimes, Marseille einen Besuch abstattete und dass die Festnahme aller Fremden als Sicherheitsmassnahme gedacht war. Die Frauen wurden am Abend freigelassen; die Männer mussten die Nacht auf langen Tischen, die im Saal aufgestellt waren, verbringen und wurden erst am nächsten Morgen auf die Strasse gesetzt.

In punkto Ernährung war ein Aufenthalt in Marseille recht erholsam, konnte man doch nicht nur ein reichliches Frühstück zu sich nehmen, sondern auch in arabischen Restaurants grosse Mengen von Couscous mit Hammelfleisch verzehren, ohne Marken dafür abzuliefern.

Das Ringen mit dem Konsulat um das Visum zog sich über Monate hin. Präsident Roosevelt hatte die Einwanderung für gefährdete Personen aus Europa freigegeben. Der Besitz eines Affidavits blieb allerdings Voraussetzung. Der Konsul in Marseille tat nun sein Bestes, um die Zahl der bewilligten Einreisen niedrig zu halten. In den von Washington ausgegebenen Anweisungen hatte es geheissen, dass politisch bekannte Persönlichkeiten wegen ihrer grösseren Gefährdung bevorzugt behandelt werden sollten. Als sich der Vorsitzende der Zweiten Internationale um solche bevorzugte Behandlung bemühte, fragte ihn der Konsul, ob er nachweisen könnte, dass er politisch bekannt wäre?

Die erste Bekanntschaft mit dem Konsulat machte man, wenn man die auszufüllenden Formulare ausgehändigt erhielt, jene berühmten Formulare, in denen man bescheinigen musste, dass man nicht beabsichtige, den Präsidenten zu ermorden, und weder Anarchist noch Kommunist sei. Um das Papier zu erhalten und um es wieder ausgefüllt abzugeben, musste man sich der langen Reihe anschliessen, die stets vor dem Konsulat wartete. Dort standen nicht nur diejenigen, die ein Einreisevisum erhofften, sondern auch jene, die ein Durchreisevisum nach Mexiko oder einem anderen lateinamerikanischen Staat benötigten.

So sah ich weit vor mir in der langen Reihe Theo Balk, Schriftsteller und Arzt, einst Politleiter meiner Charlottenburger Partezelle, der in Mexiko Zuflucht suchte. (Er hatte sich im Spanischen Krieg als Arzt sehr gut benommen, war aber ein fanatischer Stalinist geblieben, der später, in seine Heimat Jugoslawien zurückgekehrt, aufs Neue in die Emigration nach der Tschechoslowakei ging, als Tito mit Stalin brach.) Wir taten beide, als ob wir uns nicht sähen. Nicht weit von mir sass Heinrich Brandler auf einem Klappstühlchen, seines grossen Buckels wegen konnte er nicht lange stehen. Er wollte über die USA nach Kuba, eine Einreise in die USA hatte man ihm abgelehnt.

Als unsere Sache bereits in einem vorgerückten Stadium war, erhielten wir die Anweisung, uns bei einem Vertrauensarzt des Konsulats eine Gesundheitsbescheinigung ausstellen zu lassen und eine Unbescholtenheitserklärung von der Pariser Präfektur beizubringen. Die ärztliche Bescheinigung erhielten wir gegen entsprechende Bezahlung relativ leicht, weil wir nicht krank waren und weil ausserdem der Arzt nicht daran interessiert war, sich mit solchen vorübergehenden Kunden grosse Arbeit zu machen. Mit wenig Hoffnung auf eine Antwort forderten wir die verlangte Bescheinigung in Paris an.

Inzwischen wurde die Lage immer ungemütlicher. Man hörte von Verhaftungen und vom Verschwinden von Bekannten. Das berüchtigte Straf-lager Vernet wurde wieder aufgefüllt. Ausserdem waren Ausreisen schon wieder auf längere Zeit gesperrt, auch machten die Spanier Schwierigkeiten, und der Schiffsraum wurde immer knapper. Eine Vorladung zur Gendarmerie in Montauban jagte mir daher keinen geringen Schreck ein. Sie besagte nur, dass ich mich zu der und der Stunde einfinden sollte. Lange lief ich unentschlossen vor dem Eingang der Gendarmerie hin und her. Ich konnte keinen harmlosen Grund für diese Einladung finden. Handelte es sich um eine unbedeutende bürokratische Angelegenheit und ich erschien nicht, so machte ich mich verdächtig. Wie aber, wenn es eine Anweisung war, mich ins Lager zu bringen oder der Gestapo auszuliefern? Das eine wäre schlimm, das andere das Ende gewesen. Das Schlimmste dabei aber schien mir, dass ich mir dann sagen müsste: «Du Idiot hast dich freiwillig in ihre Klauen gegeben!»

Ich musste hineingehen, denn ein anderer Entschluss hätte bedeutet, dass ich mich hätte verbergen müssen. Die Möglichkeiten waren gering, wenn es sie überhaupt gab. Ich trat also ein und zeigte meine Vorladung. Der Gendarm am Schreibtisch kramte lange in Papieren und überreichte mir schliesslich ein Formular, in dem mir von der Pariser Präfektur bestätigt wurde, dass ich nicht im Strafregister stand. Nicht nur fiel die Angst von mir ab, ich konnte auch mit Zufriedenheit feststellen, dass ich das letzte der Papiere in der Hand hatte, die das Konsulat von uns verlangte.

So kam der Tag, zu dem Frieda und ich zum Konsul selbst vorgeladen wurden. Da standen wir nun vor dem Mann, der über Leben und Tod zu entscheiden hatte. War er sich dessen bewusst? Wir waren es jedenfalls, und dem entsprach die innere Anspannung, mit der wir auf die Vielfalt der Fragen antworteten. Dann fragte er teilnehmend, ob wir noch Eltern oder Geschwister in Deutschland oder in den von Deutschland besetzten Gebieten hätten. Es war nachher unmöglich, mit irgendeiner Bestimmtheit zu sagen, was durch meinen Kopf ging, aber meine Antwort war fest und klar «nein». Auf dieselbe Frage aber antwortete unser rumänischer Zahnarzt mit «ja», ohne zu ahnen, dass er damit sein und seiner Familie Todesurteil ausgesprochen hatte. Sein Visum wurde abgelehnt, und sie gingen den Weg nach Auschwitz. Es mögen nicht wenige gewesen sein, denen es ebenso ergangen ist.

Die todbringende Frage hatte man sich wohl im State Departement in Washington ausgedacht, um den vom Präsidenten angeordneten Erleichterungen der Einwanderung entgegenzuwirken. Zur Begründung der Frage wurde vorgebracht, dass Personen, die Verwandte in Hitlers Machtgebiet hätten, zu Spionagediensten erpresst werden könnten.

Einmal im Besitz des Einreisevisums, verdoppelten wir unsere Bemü-

hungen um einen Schiffsplatz. Wir waren gewiss, dass die Zeit dafür auslief, der deutsche Einfluss auf die französischen Behörden verstärkte sich zusehends. Die jüdische Organisation HICEM und das IRC arbeiteten bei der Beschaffung und Verteilung von Schiffsplätzen zusammen. Im HICEM-Büro in Marseille traf ich meinen Schulfreund Alexander Reiter wieder, dem ich schon in Paris begegnet war. Alex (der übrigens selber nicht aus Frankreich fortkam und dort überlebte) hatte zwei Vorschläge für uns, die uns erlauben sollten, mit etwas Geld in der Tasche in New York anzukommen. Wir sollten eine alte halbblinde Frau, die Mutter eines Berliner Psychiaters russischer Herkunft, der selber schon in USA war, gegen eine Entschädigung zum Schiff mitnehmen. Ausserdem aber gab es einen Trick, durch den man auf Kosten des Vichy-Regimes mit Dollars in USA ankommen konnte. Dieser Trick war gerade erst entdeckt worden und sollte bald von allen, die noch ausreisen konnten, benutzt werden. Wer ein Ausreisepapier besass, hatte das Recht, bei der Bank eine bestimmte Summe Franken gegen Dollars umzutauschen und diese mitzunehmen. Da jedoch kaum jemand den Höchstbetrag in Franken besass, war ein findiger Geschäftsmann in Marseille auf die Idee gekommen, den betreffenden Betrag vorzuschliessen und dann die Dollars mit dem Besitzer des Ausreisepapiers zu teilen. Da die Bank die Dollars zum offiziellen Kurs abgab, diese aber auf dem schwarzen Markt einen weit höheren Kurs hatten, war das Geschäft durchaus gewinnbringend. Selbstverständlich war es illegal, und Alex kannte nur den Mittelsmann, der mich für eine Kommission von 10% zur eleganten Wohnung unseres «Bankiers» führte, wo wir das Geld erhielten und dann gemeinsam zum Wechselschalter der Bank gingen. Trotz dieser «Aufsicht» hätte man den «Bankier» um sein Geld bringen können; der hatte aber begriffen, dass er mit seiner Kundschaft kaum ein Risiko einging.

In den Flüchtlingsgemeinden von Montauban und Marseille beherrschte nun ein latenter Zustand der Erregung alle Beziehungen und Unterhaltungen. Die einen reisten ab, andere bereiteten sich auf die Reise vor. Diejenigen, die keinen rettenden Hafen in Sicht hatten, überkam das Gefühl des Verlassenseins und der Angst. Sie beglückwünschten diejenigen, die reisen durften, nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung. Sie gaben ihnen Adressen von Leuten, bei denen diese in ihrem Interesse vorsehen sollten, oder baten sie, irgendjemand zu finden, der ihnen ein Affidavit geben würde. In Marseille begegnete man jetzt überall Menschen, die noch diese oder jene Reisevorbereitung zu treffen hatten, noch dies oder das Papier benötigten oder die Konsulate abliefen, um noch irgendwo eine Einreiseerlaubnis zu ergattern. Manche waren von Montauban oder anderen Orten zu diesem Zweck nach Marseille übersiedelt und hausten in einem der Wanzenhotels. Irgendwo stiess ich auf Heinrich

Brandler mit seinem Klappstuhl unter dem Arm; er hatte das Visum für Kuba und das amerikanische Durchreisevisum. Er flüsterte mir zu, dass er sich jetzt entschliessen könnte, Europa zu verlassen, denn er hätte das Zentralkomitee der KPO nach Schweden verlegt.

Clairette war von Paris wieder nach Montauban gekommen, um Abschied von Lutz zu nehmen, der auf der Abreiseliste oben stand; trotz der vorangegangenen Heirat wollte sie nun nicht mit nach USA reisen. Sie hatte sich einer trotzkistischen Gruppe angeschlossen und hielt es für ihre Pflicht, in Frankreich zu bleiben, um gegen den deutschen und französischen Faschismus zu kämpfen. Die Trotzkisten wurden in der Tat sehr aktiv im Widerstand und brachten schwere Opfer. Nach dem Krieg fuhr der amerikanische Sozialist Travers Clement, mit dem wir uns angefreundet hatten, nach Europa und suchte Clairette in Paris auf. Er brachte sie über Kanada nach USA und heiratete sie später.

Lutz' Abreise fiel mit der von Heinrich Brandler zusammen. Karel Sternberg, durch dessen Hände alle Reisearrangements gingen, bat Lutz, bei einer Finanztransaktion behilflich zu sein, die Brandlers Reisekasse auffüllen sollte. Ein jüdischer Kaufmann, der ebenfalls zum angesetzten Termin nach Lissabon reisen sollte, besass mehr Geld, als herauszunehmen erlaubt war. So sollte Lutz mit «unserem Bankier» vereinbaren, dass der Mehrbetrag auf Brandlers Reisepapier umgewechselt wurde, wofür jener dann eine Provision zufiel.

Später erzählte Lutz, dass das Finanzgeschäft zwar reibungslos verlief, nicht aber die gemeinsame Reise. Der Kaufmann und Brandler gerieten im Zuge nach Madrid in einen Streit. Sie begannen eine Debatte, die in späteren Jahren noch oft ausgetragen werden sollte. Der Kaufmann machte das ganze deutsche Volk für die Verfolgung der Juden verantwortlich, während Brandler, der sich als Vertreter der deutschen Arbeiterklasse fühlte, heftig dagegen protestierte.

Die Auseinandersetzung wurde schliesslich so laut geführt, dass Lutz die beiden energisch zur Ruhe ermahnen musste, weil es in ihrer Situation nicht gerade ratsam war, aufzufallen. Bald aber sollte es noch ein anderes Streitobjekt geben. Der Kaufmann hatte einen Koffer mit Lebensmitteln aus Marseille mitgeschleppt, in der Annahme, dass sie sich bei einem notwendigen Aufenthalt in Madrid nichts würden kaufen können. Es stellte sich aber heraus, dass sie sich mit den mitgeführten Dollars recht gut verpflegen konnten. Als aber auf der Weiterreise auf allen Stationen bettelnde Kinder erschienen, schlug Brandler vor, die Lebensmittel zu verteilen, die man ja in Portugal nicht mehr benötigen werde. Der Kaufmann aber wollte davon nichts wissen, weil man sie vielleicht noch in Lissabon noch brauchen würde. Die Auseinandersetzung darüber ging jedoch weiter und endete damit, dass, als der Zug aus der letzten spanischen Station

ausfuhr, Brandler den Koffer zum Fenster hinauswarf.

In Lissabon erfuhren die Ankömmlinge, dass bis zum Abgang des Schiffes noch geraume Zeit verstreichen würde. Sie sollten sich also in einer Pension einquartieren und sich für einen Beitrag für ihren Unterhalt an ein Büro der Quäker wenden. Brandler betrat das Büro mit einem gewissen Unbehagen. Es war schliesslich in seiner langen politischen Laufbahn noch nicht vorgekommen, dass er Geld von den Quäkern erbitten sollte. Er war aber kaum zur Türe herein, als der Vertreter der Quäker aufsprang und rief: «Herr Brandler, was kann ich für Sie tun?» «Sie werden sich wohl meiner nicht erinnern, aber als ich 1923 nach dem Hamburger Aufstand ins Zuchthaus sollte, verhalfen Sie mir zur Flucht nach Amerika.»

Während wir Reisevorbereitungen trafen, kam aus Lissabon ein Brief von Lutz, in dem es hiess: «Nehmt keine Bücher und vor allem keinerlei schriftliches Material mit, auch kein harmloses und natürlich keine Adressen. Einige Leute sind in Madrid festgehalten worden, weil sie Schriftsachen bei sich hatten, die die Zollbeamten nicht lesen konnten, und solche, die Adressen bei sich hatten, sind unter dem Verdacht der Spionage für England im Gefängnis.» Lutz beschrieb auch, wie man, in Madrid angekommen, die Hilfe des Portiers eines gewissen Hotels gegen Zahlung in Anspruch nehmen müsse, um von dort weiterzukommen. Der Brief schuf ein neues Problem. Wir hatten einen Koffer mit Büchern, Manuskripten – eigene Notizen und Papiere aus dem Nachlass von Henri Barbusse, die wir nach USA mitzunehmen versprochen hatten. Ich fragte überall um Rat und war erleichtert, als mir der Schatzmeister des sozialdemokratischen Parteivorstandes in Marseille sagte, er könnte den Koffer in einen Container mit einstellen, der mit den Möbeln einer bereits in New York befindlichen Familie demnächst dorthin abgehen sollte. Zufrieden brachten wir den Koffer zum Spediteur.

Den Koffer sollten wir nicht wiedersehen. Als wir in New York die Familie aufsuchten, in deren Container er eingestellt worden war, erfuhren wir, dass man auf die Zusendung desselben verzichtet hatte, weil die Kosten zu hoch waren.

So kam der Tag der Abreise. Wieder einmal wurde Abschied genommen. Denen, die zurückblieben, brachte unsere Abreise nur schärfer zum Bewusstsein, dass sie in der Falle sassen. Wir nahmen letzte Aufträge entgegen, versprachen, drüben unser Bestes zu tun, reisten aber mit dem beklemmenden Gefühl ab, dass wir ins Ungewisse fuhren. Das nächste Ziel, Lissabon, war mit dem Besitz einer Fahrkarte und einer Ausreiseerlaubnis noch keinesfalls gesichert. Die Fahrt durch Spanien war eine Reise durch Feindesland. Schon an der französischen Grenze ergab sich ein Problem.

Weiterreisen oder auf den Koffer warten? Heute konnten wir weiterfahren, der Zug nach Madrid stand bereit. Wer konnte wissen, was morgen sein würde? Frau E. schlug vor, wenigstens einen Tag zu warten. Der Koffer enthielt, was immer sie noch besass. Zögernd willigten wir ein. Der Koffer kam wirklich am nächsten Tag an, und es fuhr auch ein Zug nach Madrid.

In Madrid fanden wir das Hotel, das Lutz uns genannt hatte, und auch den Portier, mit dem wir über die zu zahlende Summe handelseinig wurden. Wesentlicher Zweck des Geldes war die Beschaffung einer Fahrkarte zur portugiesischen Grenze und der Transport unseres Gepäcks zum Bahnhof. Nichts war einfach oder selbstverständlich in diesem Nach-Bürgerkriegs-Madrid, nicht einmal der Kauf einer Fahrkarte. Wie sich bald herausstellte, diente unsere Zahlung auch noch einem anderen Zweck.

Zum angesetzten Termin brachte uns der Portier zum Bahnhof, wo unsere Koffer bereits in den Händen von Zollbeamten waren, die nun Öffnung derselben verlangten. In Frau E.s Koffer lagen hebräische Gebetsbücher obenauf. «Was ist das?», fragte der Zöllner, der erstaunt die geheimnisvollen Zeichen betrachtete und seinen Kollegen zeigte. Da ich ihm nicht in Spanisch antworten konnte, erhob ich meine gefalteten Hände, und dies schien ihn zu befriedigen. In dem Augenblick eilte aber auch unser Hotelportier herbei und bedeutete ihnen, dass wir seine Kunden wären, worauf unsere Koffer ohne weitere Durchsuchung freigegeben wurden. Die Zollbeamten waren offenbar in die gezahlte Summe mit eingeschlossen.

Erleichterten Herzens fuhren wir der portugiesischen Grenze entgegen; wieder war ein Hürde genommen worden. Kurz vor der Grenze kam eine neue Zollkontrolle in den Zug, dabei fiel meine Schreibmaschine aus dem Kasten, und ein knackendes Geräusch kündete an, dass etwas zerbrochen war. Wieder überfiel mich jenes bedrückende Gefühl der Lebensangst, die Maschine war mein Handwerkszeug; war sie zerbrochen, so zerbrach mit ihr ein Stück Hoffnung.

Es war eine kleine traurige Station, wo wir auf den portugiesischen Zug warten mussten. Ich ging in die Bahnhofsbaracke, um den Rest spanischen Geldes, den wir noch besaßen, gegen portugiesisches Geld einzuwechseln. Vier fette Polizisten reckelten sich gelangweilt auf Bürostühlen und bedeuteten mir, dass Geld nicht eingewechselt würde, dass ich es aber in eine Büchse zugunsten der Waisen der im Kampf gegen die Roten Gefallenen werfen sollte. Da ich stark den Eindruck hatte, dass die vier uniformierten Waisenkinder die Nutzniesser sein würden, zog ich es vor, bei einem Verkäufer von Süßigkeiten einige armselige Tüten Bonbons zu erwerben und ihm den Rest zu belassen.

In Lissabon mussten wir drei Wochen in einer kleinen Pension verbrin-

gen, in der die für das nächste Schiff bestimmten Flüchtlinge untergebracht waren. Eines Tages hatten wir Frau E. auf die Hauptpost begleitet, wo sie einen Brief ihres Sohnes vorzufinden hoffte, als wir von einem Polizeibeamten in Zivil angehalten wurden, der uns in eine Ecke führte, wo wir ihm unsere Ausweise vorzeigen mussten. Die Gerüchte über das Verschwinden von politischen Flüchtlingen und ihre wahrscheinliche Entführung durch die Gestapo kam uns in den Sinn. Wie schreckhaft man doch geworden war. Es war nur eine Routinekontrolle.

Eines Tages aber standen wir am Kai. Vor uns lag die «Colonial», ein Dampfer von 3800 Tonnen. Das Schiff hatte einst dem Kaiser Wilhelm für seine Ausflüge nach dem Norden gedient und war dann für eine portugiesische Gesellschaft zwischen Lissabon und Madeira hin und her gefahren. Von einem der vielen sich an uns drängenden Händler erwarben wir einen Liegestuhl für unser letztes portugiesisches Geld und gingen an Bord. Wir verliessen Europa wehmütig, aber froh über die Rettung. Noch hatten wir aber das Meer zu überqueren, auf dem wir weniger Stürme als die Begegnung mit deutschen Kriegsschiffen fürchteten.

Drei Wochen hindurch schaukelte unser Schiff dahin auf einem Meer, für das es nicht gebaut worden war. Es gab auf dem Schiff einige Kajüten, in denen die Mitreisenden, die wie Frau E. für ihre Reise zahlen konnten, untergebracht waren. Wir anderen schliefen in Massenquartieren, die Männer auf Matratzen im Maschinenraum, die Frauen in einem grossen Raum im Innern des Schiffes, in dem Holzbetten neben- und übereinander gestellt waren. Nach der zweiten schlaflosen Nacht beschloss ich, den Maschinenraum, wo einem ständig der Schweiß über den Körper rann, zu verlassen. Ich schlug mein Lager auf dem Deck auf. Frieda dagegen erschien auch am Tage nicht auf Deck; überhaupt waren keine Frauen zu sehen. Im Essraum fanden sich zu den Mahlzeiten ausser mir nur ein halbes Dutzend junger Leute ein, die unmittelbar aus einem französischen Lager gekommen waren und nun mit Heiss hunger auch die Portionen Abwesender mitassen. Einer von ihnen fragte mich: «Sind wir nicht schon einmal Tischnachbarn gewesen?» In der Tat stellte sich heraus, dass wir am Tage des Besuchs des Admiral Darlan in Marseille in der Präfektur auf demselben Tisch geschlafen hatten.

Da Frieda auch am dritten Tage noch nicht erschienen war, überwand ich die Skrupel, die mich bis dahin gehindert hatten, in den Schlafsaal der Frauen einzudringen, und stieg hinab. Ein entsetzlich saurer Geruch schlug mir entgegen. Auf den Betten lagen weibliche Gestalten, die Leichnamen ähnlich sahen. Schliesslich fand ich Friedas Bett, auf dem sie ebenso regungslos lag wie die übrigen Frauen. Ich nötigte sie, einige Kleidungsstücke überzuziehen, schleppte sie aufs Deck und packte sie auf den Liegestuhl. Nach einigen Stunden war sie einigermassen lebendig

und begann auch, Nahrung zu sich zu nehmen. Nach und nach bevölkerte sich dann auch das Deck und der Speiseraum. Um das Essen entspannte sich jedoch ein Streit. Eine kleine Zahl orthodoxer Juden verlangte, dass die Küche koscher geführt werden sollte. Dies hätte bedeutet, dass die Fleischvorräte nicht verwendet werden konnten. Die Mehrheit lehnte dies ab, besonders jene, die ausgehungert waren und eine reichliche Mahlzeit begrüßten. So stellten sich die Strenggläubigen auf Deck einen Ofen auf, auf dem sie sich selbst ihre Mahlzeiten zubereiteten.

Auch die drei Wochen der schaukelnden Seereise vergingen. Das Wetter war günstig und kein Kriegsschiff kreuzte unseren Weg, und eines Tages stand vor uns, die wir uns am Bug drängten, die so oft beschriebene und auf Abbildungen gesehene Freiheitsstatue mit ihrer Fackel, und bald tauchte die berühmte «Skyline» von Manhattan auf. Das war also New York. Wir waren gerettet.

Notizen über «Drüben»

Das kleine Boot lag nun im grossen Hafen. Alles drängte sich auf dem Deck zusammen; plötzlich tauchten wie aus dem Nichts unbekannte Gestalten auf – die Diener der öffentlichen Meinung – und bestürmten uns mit unerwarteten Fragen. Ich wurde interviewt – zum ersten Mal in meinem Leben. Amerikanisch verstand ich wenig und sprechen konnte ich es kaum. Die Resultate waren entsprechend, aber mein Bild erschien am folgenden Morgen in einer New Yorker Tageszeitung mit einer Reihe von Angaben, von denen nur die, dass ich in Hitlers Gefängnis gewesen war, stimmte. Was weiterhin geschah, ging wie in einem Traum vor sich und verwischte sich bald im Gedächtnis.

Mein erster Besuch gilt dem International Rescue Committee. Sheba Strunsky, die Leiterin des Büros, ist nicht, wie ich nach deutschen Mustern erwartet hatte, eine ältliche Wohlfahrtsdame, sondern eine fesche junge Frau, die mich mit Vornamen anredet, schon eingehend über uns orientiert ist und mir unauffällig einen Umschlag mit Geld «für das Erste» zusteckt.

Als nächstes werden die «Frankfurter» aufgesucht, ich werde mit Leo Löwenthal bekannt, der hier als Sekretär des Instituts amtet und der persönlich, wenn auch mit Deckung des Instituts, mein Affidavit unterzeichnet hat. Er betrachtet den Neuankömmling etwas ängstlich. Ob er nicht ihm und dem Institut auf die Tasche fallen wird? Er hat auch gleich eine Arbeit anzubieten. Die Bibliothek des Institutes, die aus Europa angekommen ist, liegt noch auf dem Fussboden und ist in Regale einzuordnen.

Ich werde Max Horkheimer und Friedrich Pollock vorgestellt. Horkheimer ist ausgesprochen liebenswürdig; ich spreche mit ihm ohne Hemmung. Pollock ist zurückhaltender, wirkt etwas schwerfällig. Als «Ökonom» des Institutes wird er von vielen scheel angesehen, weil er dessen Gelder zu behutsam überwacht. (Über die Jahre bahnte sich zwischen Pollock und mir ein freundschaftliches Verhältnis an, das bis zu dessen Tode andauern sollte.)

Wir finden Günther Reimann wieder, der schon einige Zeit im Lande ist. Er ist wie immer fürsorglich-wohlwollend und ein wenig geheimnis-krämerisch. Als erstes berichten wir über seine Schwester, die wir aus Paris kannten und die zuletzt mit uns auf dem Dachboden in Montauban ge-

wohnt hatte. Ihr nicht jüdischer Mann war nach dem Zusammenbruch Frankreichs aus dem Lager nach Paris zurückgekehrt und lebte dort von irgendwelchen Geschäften. Gegen allen Rat hatte sie, die praktisch taub war, sich auf die Reise nach Paris gemacht, um ihn dort zu suchen, und war ohne Spur verschwunden. Günther arbeitet für ein Büro, das sich mit Wirtschaftsfragen befasst und kann mir für das Beschaffen von Daten etwas zahlen. So lerne ich die grosse New Yorker Stadtbibliothek kennen. In der Vorhalle finde ich meinen Vetter Karl, den ehemaligen Berliner Staatsanwalt, der im Begriffe ist, ein Frühstücksbrot zu verzehren. Seine berufliche Tätigkeit übt er in den Abendstunden aus, in denen er als Kassierer in einem Hotel arbeitet.

Günther Reimann nimmt mich zu einer Zusammenkunft bei Karl August Wittfogel mit. Eine beeindruckende Wohnung am Riverside Drive. Grossartiger Ausblick über den Fluss. Enorme Räume, grosse Buchregale. Hier erscheint Josef Guttmann, genannt Pepik, einst mit Kalandra Führer der linken Opposition der Prager Kommunisten. Erster Eindruck: ein Bauch und ein gutmütiges Kindergesicht. Sobald er zu sprechen beginnt, bewunden man Klarheit und Schärfe. Er legt eine Auffassung der Sowjetunion als Klassenstaat vor. Verfügungsgewalt und Kontrolle statt Privateigentum in den Händen der herrschenden Klasse. Später wird er unter dem Pseudonym Peter Meyer in «Politics» darüber ausführlich schreiben.

Lutz und ich konnten mit Genugtuung feststellen, dass Pepiks Auffassungen über die Sowjetunion sich weitgehend mit der von uns in Montauban erarbeiteten deckten. Wittfogel wies auf den Zusammenhang solcher Konzeption mit Marx' «Theorie der orientalischen Gesellschaft» hin. Er selbst habe soeben ein schmales Buch über die orientalische Gesellschaft fertiggestellt, in dem das Problem der Bürokratie als herrschende Klasse behandelt werde. (In Wahrheit sollte es Jahre dauern, bis das Buch erschien, und dann war es bereits zu einem Wälzer geworden, dessen Ausdehnung über die asiatische Geschichte hinaus die ursprüngliche Klarheit der Theorie sehr beeinträchtigte.)

Wittfogel hatte von seiner letzten Reise nach China englische Übersetzungen alter chinesischer Texte mitgebracht. Da die USA nun in den Krieg eingetreten waren, hielt er eine Bombardierung von New York für nicht ausgeschlossen und fragte mich, ob ich Abschriften herstellen würde, legte mir aber die grösste Vorsicht für die unersetzbaren Originale ans Herz.

Wir wurden zunächst in einer von den jüdischen Organisationen hergerichteten alten Wohnung mit vielen grossen Zimmern untergebracht. Ich machte mich nützlich, indem ich täglich, zusammen mit dem Filmschauspieler Romanow aus Berlin (der behauptete, mein Vetter Georg Jacoby habe ihn oft engagiert), jüdische Bäckereien besuchte und Gebäck

vom vergangenen Tag für unser Heim abholte. Er brachte es fertig, den notwendigen Spruch aufzusagen, und ich hatte nur heimtragen zu helfen.

Bei einer «Selbsthilfe» genannten Kleidersammlung erbat ich einen Wintermantel und einen Anzug. Zwei ältere Damen versahen den Dienst, und während die eine sich nach passenden Gegenständen umsah, nahm die andere noch Personalien auf. Auf die Frage «Beruf?», antwortete ich der Einfachheit halber: Psychologe; worauf sie der soeben mit Sachen beladenen herbeieilenden Kollegin auf michweisend zuruft: Ph.D (Akademiker). Diese verschwindet eilends mit Sack und Pack und kommt mit besseren Dingen wieder.

Ich melde mich bei einer jüdischen Wohlfahrtsstelle. Man kennt dort einige der führenden Leute der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen, für die ich in Berlin gearbeitet hatte, und ist bereit, mir zunächst eine Unterstützung zu zahlen. In Kürze soll ich mich dann um Aufnahme in der Wohlfahrtsschule in Philadelphia bemühen.

Mit einer vorderhand gesicherten Minimaleinnahme – Frieda hat schon Arbeit als Haushaltshilfe – ziehen wir sofort aus dem Heim aus. In einem der alten «Brownstone» Häuser in den 70er Strassen vermietet «Mama Marusi», die im Untergeschoss ein italienisches Restaurant betreibt, Zimmer – ein Klo und Bad pro Etage. Wir haben einen elektrischen Kocher. So sind wir erst einmal wieder «niedergelassen».

Ich habe begonnen, Wittfogels Papiere abzutippen. In der Nacht hallt der Ruf «Feuer» durch das Haus. Als erstes ergreife ich Wittfogels Manuskripte und eile im Pyjama die Treppe hinunter. Frieda kommt nach mit anderen Papieren in der Hand. Es stellt sich rasch heraus, dass das Feuer harmlos war.

Lutz war nur wenige Wochen früher als wir eingetroffen, aber wusste schon im intellektuellen und politischen Getriebe Bescheid und hatte eine ganze Reihe von Leuten kennengelernt. In dieser «Neuen Welt» war zunächst zu lernen, dass hier auch in linken Kreisen Marx keine Autorität war und dass, was immer er zu einer Frage gesagt hatte, kein besonderes Interesse fand. Vor allem aber galt es, davon Kenntnis zu nehmen, dass es hier keine sozialistische Arbeiterbewegung gab, dass Arbeiter nicht klassenbewusst sein wollten, sondern Wert darauf legten, zur Mittelklasse zu gehören, und dass sozialistisch ausgerichtete Organisationen kleine Inseln im Meer der Gesellschaft waren, die zumeist von Intellektuellen, bestenfalls verstärkt von einer Anzahl intellektualisierter Arbeiter, besiedelt waren 17. Die erste Bekanntschaft, die Lutz vermittelt, ist mit Dwight Macdonald.

Dwight ist ein begabter Journalist und gehört zu jener Gruppe Trotzkisten, die der Bannfluch des «Alten» getroffen hatte, weil sie nicht die «Sowjetunion verteidigen» wollten und diese auch nicht mehr für einen «Arbeiterstaat» hielten. Grosse elegante Wohnung, man sitzt mit

«Drinks» in der Hand herum. Dwight auf einem hohen Sessel im Morgenrock, die haarigen Beine mit Sockenhalter schauen heraus. Auch er ist von Pepik Guttmanns Auffassung über die Sowjetunion beeindruckt. Er selbst spricht eher stotternd, und man merkt ihm den eleganten Schreiber nicht an. Dwight ist Mitarbeiter der einst parteikommunistisch ausgerichteten Literaturzeitschrift «Partisan Review». Der Literaturkritiker Clement Greenberg, der die Redaktion der Zeitschrift besorgt, bittet mich, als ich erzähle, was ich über Ernst Jüngers Buch «Die Marmorklippen» erfahren habe, darüber etwas für «Partisan Review» zu schreiben. Mein Bericht über den ersten literarischen Ausdruck einer geistigen Opposition in Hitlers Deutschland erscheint in der nächsten Ausgabe der Zeitschrift.

An Rühles in Mexiko schreibe ich: «Frieda rackert sich immer noch in derselben Haushaltsstelle ab. Ich mache Schreibmaschinenabschriften für Wittfogels ‚Chinese History Project‘. Bei den ‚Frankfurtern‘ habe ich kürzlich ein Referat gehalten. Es ging darum, darzulegen, dass mit dem Versagen der Produktionsweise der herrschenden Klasse zunehmend eine Verselbständigung des Staatsapparates eintritt und dass mit der wachsenden Zentralisierung aller gesellschaftlichen Aufgaben im Staatsapparat die Fähigkeit der Menschen zur Selbstverwaltung abnimmt. So wird ein Hexenkreis gebildet, den nur ein neues Konzept gesellschaftlicher Transformation durchbrechen kann. Pollock versprach, sein Möglichstes zu tun, um mir ein Stipendium für die Ausführung einer Arbeit über dieses Thema zu verschaffen. Ich glaube aber kaum daran, dass dies möglich sein wird, noch dazu für einen Menschen ohne akademische Grade. Nirgends ist soviel nach Bildungszertifikaten gefragt worden wie gerade hier. Leider sind auch allerlei Vorarbeiten mit meinem Koffer in Marseille verlorengegangen, zusammen mit den Büchern, die wir noch von Euch besaßen. Hier fand ich zwar einen Teil Eurer Arbeiten in der Public Library, die grossartig ist. Ich las dort sogar Ottos ‚Mensch auf der Flucht‘*, wozu ich in Deutschland nicht mehr gekommen war. Es war zitiert in dem kürzlich erschienenen Buch von Erich Fromm, ‚Escape from Freedom‘*. Ein wirklich gutes Buch und macht einen Strich durch meine Absicht, etwas über die Psychologie der Zeit zu schreiben, weil es meine wesentlichen Gedanken darüber enthält.»

Die Schule in Philadelphia lässt mich zu einer Unterredung kommen, an deren Ende man mir sagt, ich sollte mich erst noch etwas mehr amerikanisieren und könnte dann im folgenden Jahr in die Schule aufgenommen werden. Damit ist die Hoffnung auf baldigen Bezug eines Staudingeldes dahin. Auf der jüdischen Hilfsstelle gibt man mir die Adresse eines Anwalts, der einen «Job» zu vergeben hätte. Ich besuche ihn. Es handelt sich um die Stelle eines Aufsehers auf einer Baumwollfarm im Süden. Da wendet sich der Gast mit Grausen. Ich bewerbe mich bei einem grossen

Versandhaus um den Posten eines Adressenschreibers. Man traut mir aber nicht zu, dass ich die üblichen Postbezeichnungen verstehen und richtig anwenden werde. Frieda findet Arbeit als Blusennäherin und wird Mitglied der berühmten Lady Garment Workers Union. Ihre Mitarbeiterinnen sind zumeist italienischer Herkunft oder aus Puerto Rico. Sie arbeiten schneller als sie – und es wird für Stückpreis gearbeitet –, nehmen es dafür mit der Qualität der Arbeit nicht so genau.

Auf der Strasse treffe ich Paul Kohn. Er ist aus Wien, war ehemals in der KPO und ging dann zu den Sozialisten. Wir kennen uns aus Paris und Montauban. Paul meint, vielleicht sei noch ein Platz für mich im «Office of European Economic Research». Ich erfahre, dass ein junger Volkswirt namens Adolf Kozlick, einer Gruppe der österreichischen Sozialisten zugehörig, und der Wirtschaftsmathematiker Tintner gleich nach Kriegseintritt Amerikas nach Washington gefahren waren und der Regierung angeboten hatten, ein Büro einzurichten, das die wirtschaftlichen Vorgänge im von Hitler beherrschten Europa verfolgen und analysieren würde. Der Vorschlag wurde angenommen und ein Büro in New York eröffnet. Die notwendigen Mitarbeiter wurden rasch gefunden. Sie sind fast alle, was die Stalinisten gerne als «Trotzkisten» bezeichnen, unabhängige Linke oder österreichische Sozialisten: Pepik Guttmann, Fritz Opel und Elsa Reiss, die Witwe des in der Schweiz ermordeten, abtrünnigen GPU-Agenten¹⁸, die mich sofort wiedererkennt. Sie und Ludwig (Ignaz) Reiss hatten vor 20 Jahren bei mir in Berlin als Untermieter gewohnt. Ich selbst konnte in der vergrämt und verbittert aussehenden Frau die Schönheit von damals nicht wiedererkennen. Da sind auch die Österreicher Pauli Schick, der nach dem Kriege in Wien eine Biographie von Karl Kraus schreiben wird, und ein Grazer, der später Bürgermeister seiner Heimatstadt sein wird; auch Lutz hat dort angefangen mitzuarbeiten.

Ich besuche das Büro. Die Mitarbeiter sitzen vor grossen Apparaten, um auf Filme aufgenommene Zeitungen und Zeitschriften zu lesen. Die Filme werden von Agenten aus Lissabon, Zürich und Genf nach Washington geschickt. Ich spreche mit Adolf Kozlick. Ein Platz im Büro ist noch unbesetzt. Ein «researcher» für Fragen der Landwirtschaft und Ernährung wird benötigt. «Verstehst Du was davon?», fragt er. Ich erinnere mich, dass Alfred Adler einmal sagte «jeder kann alles», und antworte: «na ja, etwas schon», obwohl ich natürlich keinen blauen Dunst davon habe. Kozlick stellt mir eine Reihe Fangfragen. Da ich annehme, dass die einem Laien naheliegenden Antworten falsch seien müssen, beantworte ich sie zumeist richtig und werde engagiert. Sitze also bald vor dem Leseapparat und studiere deutsche Zeitschriften. Zum Glück ist die Bibliothek nicht weit, wo ich Fachliteratur finde, die mir hilft, vieles des Gelesenen zu verstehen und zu beurteilen.

Die gute Information über die Vorgänge in Europa, die wir so erhielten, kam Lutz und mir sehr gelegen, denn wir hatten begonnen, für «Call», die Wochenzeitschrift der Sozialistischen Partei, regelmässig Artikel zu schreiben, anfangs zusammen mit dem Musikkritiker Kurt List von der Wiener Gruppe «Ziel und Weg», dessen amerikanische Frau sich um die Grammatik kümmerte. In einer besonderen Spalte «The Third Camp» schrieb Lutz als Louis Clair und ich als AndrS Martin. Daneben schrieb ich längere Artikel unter Sebastian Franck.

Im Oktober 1942 hatte Ignazio Silone im «Call» geschrieben: «Das Dritte Lager besteht in allen Ländern, ich gehöre zum Dritten Lager.» So brachten wir in der Spalte «Drittes Lager» vor allem Nachrichten über Hinrichtungen in Deutschland, die wir in den deutschen Zeitungen fanden. Gleichzeitig attackierten wir die Politik Amerikas, die sich überall in Europa mit den Vertretern reaktionärer Kräfte wie etwa dem Admiral Darlan und dem General Giraud verbindet, mit der Absicht, nach Hitlers Niederlage revolutionäre Bewegungen zu verhindern. Wir legten gleichzeitig Stalins Kriegsziele bloss, bekämpften seine Gleichsetzung von Deutschen und Nazis und wiesen auf seine Morde an den polnischen Kommunisten und Sozialisten hin, die der späteren Unterwerfung Polens dienen sollten.

«Call» war bis dahin eine nicht sehr beachtete Zeitschrift, nun aber wurden unsere Artikel in England und in Mexiko nachgedruckt.

Die sozialistische Partei Amerikas hatte wenig Ähnlichkeit mit europäischen sozialdemokratischen Parteien¹⁹. Sie war eine kleine heterogene Gruppe mit einer heroischen Vergangenheit und ohne Zukunft. Zehn Jahre zuvor noch hatte ihr Führer Norman Thomas bei der Präsidentschaftswahl eine Million Stimmen erhalten. Der Krieg aber und die durch ihn hervorgerufene Spaltung zwischen Pazifisten und denen, die Krieg gegen Hitler befürworteten, sowie die Reformpolitik Roosevelts hatten ihren Anhang dahinschmelzen lassen. Die Mitglieder waren einerseits radikale Studenten, oft jüdischer Herkunft, in New York und Chicago, andererseits Pazifisten und Isolationisten in den Weststaaten, vielfach deutscher oder skandinavischer Abkunft. Lutz war rasch ein Anziehungspunkt für die New Yorker Jugendgruppe der Partei geworden, für die unsere theoretische und grundsätzliche Betrachtung politischer Probleme etwas Neues war. Sie benutzten das Grundsätzliche gerne, um den Parteiführer Norman Thomas, der noch vor Beginn des Krieges Isolationist gewesen war und durch eine biegsame Stellung die Partei zusammenzuhalten trachtete, in Verlegenheit zu bringen.

Für die breitere Öffentlichkeit war die Partei Norman Thomas. Sein Name wurde mit Respekt genannt, nicht seiner politischen, sondern seiner moralischen Haltung wegen. Der hochgewachsene Mann war eine

beeindruckende Erscheinung, Bild eines New-England-Predigers, der er gewesen war. Als sozialistischer Wanderredner hatte er grossen persönlichen Mut gezeigt zu einer Zeit, da es noch selbtherrliche Bürgermeister gab, die «Agitatoren» mit Polizeihunden aus der Stadt jagten. Er reiste auch jetzt noch viel im Lande umher und wurde von Universitäten und humanitären Organisationen als Redner eingeladen. Über die praktische Wirksamkeit solcher Reden sprach er selbst mit feiner Ironie. So erzählte er, wie er sich als junger Theologe um die Pfarrstelle in einer reichen New Yorker Gemeinde beworben hatte, nicht weil er hoffte, diese Stelle zu erhalten, sondern weil die Probepredigt ihm Gelegenheit geben würde, die Sünden der kapitalistischen Gesellschaft vor deren Vertretern anzuprangern. Er tat dies in radikalsten Tönen und erhielt die Pfarrerstelle, weil er eine so schöne Predigt gehalten hatte.

Rein intellektuell interessierte uns mehr die Gruppe um Max Shachtman, die die Zeitschrift «New International» herausgab. Shachtman war ein Anhänger Trotzki's gewesen, von diesem mit dem Bannstrahl belegt worden, als er bestritt, dass Russland noch Arbeiterstaat und sozialistisch genannt werden könnte, und eine auf Russland bezogene Theorie des bürokratischen Kollektivismus entwickelte. In seinem Umkreis gab es eine Reihe interessanter Diskussionen, wenn die Gruppe auch noch nicht alle Rigorosität des Trotzkiismus abgelegt hatte.

An Rühles berichtete ich, dass ich nun eine Arbeit hätte, die mich sozusagen «auf dem laufenden» hielte, und schreibe im Weiteren: «Leider kommen ständig neue Hiobsbotschaften von drüben, und das Schicksal von vielen Freunden und Bekannten wird immer trauriger ... Hier wird von Zeit zu Zeit ein Einreisevisum bewilligt, aber nach allem, was man jetzt aus Frankreich – auch aus dem unbesetzten hört, kommen vielleicht auch diese Einzelhilfen zu spät. Dr. Schlesinger²⁰ hat sich auch um ein Visum für Sperber bemüht, der zuletzt irgendwo bei Cannes sass ... Von der Arbeit über Staat und Demokratie, deren Entwurf ich Euch sandte, habe ich jetzt auf Wunsch der 'Frankfurter*' eine Skizze von über 100 Seiten gemacht . . . Mit dem amerikanischen Leben ist der Kontakt noch sehr dünn . . . Unserer Gedankenwelt ist man hier im allgemeinen sehr fern . . . Einige Male war ich in einem Kreis von Individualpsychologen . . . Es ist eine Sekte, die nur die eher oberflächliche Philosophie und Ethik Adlers kennt und den Meister verehrt. Es sind meistens Lehrer und Sozialarbeiter. Als Wissenschaft ist die Individualpsychologie hier nicht angesehen, und Freud ist alles . . . Warum gibt es hier in den Massen keine sozialistischen Zielsetzungen? Das hängt wohl damit zusammen, dass das Land besiedelt worden ist von Leuten, die ihr persönliches Glück suchten. Andererseits ist es recht sympathisch, dass ökonomische Interessen, die bei uns mit einem Wust von Ideologie verkleidet wurden, hier of-

fen als solche behandelt werden ...

Ende Dezember 1942 schrieb ich nach Mexiko:

«Uns fiel eben ein, dass im Januar der ganze Mist 10 Jahre dauert, und erinnerten uns an die Reaktion einiger Leute, als ich ihnen anno 33 sagte, dass es unter 10 Jahren wohl nicht abgehen werde. Im Übrigen glaube ich aber, dass das Jahr 42 einmal als Wendepunkt angesehen werden wird. Die NZZ von Mitte September, die eben hier angekommen ist, berichtet wieder von einer Anzahl von Todesurteilen gegen Gruppen, die des Hochverrates, der Zersetzung der Armee etc. beschuldigt wurden. Unter den Hingerichteten in Karlsruhe befanden sich Leute bis zum Alter von 75.– Die jüngst erfolgten Veränderungen in der Armeeführung erscheinen mir bedeutsam ... Mit der neuen Umstellung scheint mir die Eigenständigkeit des alten preussisch-deutschen Militärapparates endgültig hinüber zu sein . . . Das ist auch insofern gut, als die Illusion, dass die Generale Hitler stürzen könnten, nun allen Boden verloren hat. Die Diskussion über Nachkriegspolitik wird übrigens jetzt schon lebhaft, die Auffassung, durch eine fliegende Polizeimacht die Welt zu dirigieren, gewinnt mehr und mehr an Boden. – Ich habe mir letzthin ein wenig den Kopf über das Ideologiemisch der Gegenwart zerbrochen. Der 'technically-minded man' und der Flieger als sein besonderer Repräsentant spielen da eine besondere Rolle. Die idealistische Ideologie und ihr Widerspruch zur Wirklichkeit ist dahin. Das gegenwärtige Weltbild, das sich in den Köpfen formt, ist an Technik, Organisation, Fakten orientiert, am Ideologischen desinteressiert. Der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit fällt weg, weil die herrschenden Prinzipien als gut anerkannt werden. Manche meinen, diese 'technisch-gesinnte'⁴ Nüchternheit wäre ein Fortschritt, weil an keine idealistische Verbrämung mehr geglaubt wird, und man könne überhaupt nicht mehr von Ideologie sprechen. Mir scheint es, dass wir die idealistische nicht mit jeder Ideologie verwechseln dürfen und dass die technisch beschränkte Weltauffassung, die die Theorie verachtet, eben auch eine Ideologie ist, die ihren Zwecken dient.»

In meinem Brief von März/April 1943 heisst es:

«Wenn ich aus dem Office komme, d.h. halb zerquetscht aus der Subway schlüpfe und in unser möbliertes Zimmer hinaufsteige, bin ich immer ziemlich müde. Dann müssen erst mal die 40 Seiten der NY Times bewältigt werden ... Im Laufe der Woche sammeln sich eine Menge Zeitschriften an, diesmal liegen gleich drei London Economist da . . . Ein oder zwei grössere Aufgaben bleiben sowieso immer liegen. Die eine, die immerhin so weit gebracht ist, dass 100 Seiten Zitatmaterial daliegt, ist die Darstellung der wirtschaftlich-organisatorischen Veränderungen, die im letzten Jahr in Deutschland stattfanden ... Unter dem Druck der immer schwerer werdenden Kriegssituation hat die faschistische Diktatur ihre

Wirtschaftsorganisation von einem Rohstoffverteilungsapparat auf einen Produktionslenkungsapparat umgestellt, sogenannte Lenkungsverbände gegründet, in denen jede Industrie die Rolle eines einzigen Betriebes übernimmt. Rationalisierungen von unglaublichem Ausmass finden dabei noch statt ... Im Prinzip soll jeder Betrieb nur noch einen Gegenstand machen und diesen in Serienfabrikation; damit gehen die letzten Voraussetzungen einer Marktwirtschaft flöten. Das geht natürlich nicht ohne Widerstand ab, und gleichzeitig kämpfen verschiedene zentrale Stellen um den Haupteinfluss . . . Personalien: Sperber soll in der Schweiz sein. Von Duhamel brachte die Gazette de Lausanne einen belanglosen Feuilletonartikel. Frölich erzählte mir vorgestern, dass Dunckers, die bei Washington wohnen, zu Besuch hier sind .. »

Wir haben im oberen Stock eines der Brownstone-Häuser nicht weit vom Central Park eine kleine Wohnung gemietet und bei der Heilsarmee Möbel erworben. Lutz hat in New York Rose Laub, die Tochter des Begründers der ehemaligen Berliner «Laubschen Verlagsbuchhandlung», kennengelernt und geheiratet. Sie wohnen jetzt am Rande der Stadt in Kew Gardens. Hier wohnen auch seine Schwiegereltern, Ilya und Lisa Laub, die ihre Wohnung mit Paul und Rose Frölich teilen. Mit letzteren schliessen wir bald Freundschaft.

Es ist ein Sonntag im Juni 1943. Wir sind mit einer Reihe von Freunden der unerträglichen feuchten Hitze New Yorks entflohen und haben am Strande des Ozeans zwischen Tausenden von New Yorkern, die desgleichen getan haben, noch einen freien Platz zum Lagern gefunden. Ich liege allein auf der ausgebreiteten Decke, die anderen tummeln sich im Wasser oder laufen wie Frieda ein wenig zwischen der Menge der Lagernden herum. Vor mir liegt die schwere Masse der Sonntagsausgabe der «New York Times». Gewohnheitsmässig blättere ich erstmal das Hauptblatt durch, um die Überschriften zu sehen. Wieder drehe ich eine Seite herum, da lese ich «Rühle dead in Mexico». Otto ist an einem Herzschlag gestorben, und Alice hat sich das Leben genommen, wird aus Mexiko gemeldet. Das Herz wird schwer, Tränen treten in die Augen. Das Gefühl, plötzlich und unabänderlich allein gelassen zu sein, bemächtigt sich meiner. Die Verbindung mit der Vergangenheit scheint nun abgeschnitten zu sein. Frieda kommt zurück und weint ebenfalls.

Im September, gleich nach Labour Day, wenn in Amerika das Arbeitsjahr wieder beginnt, kommt ein Abgesandter des State Departments in unser Büro, um uns mitzuteilen, dass der Vertrag nicht verlängert werden wird. Man hat in Washington ein neues Amt geschaffen, «Office of Strategie Services» (OSS) geheissen, und dort eine Abteilung für Forschung und Analyse eingerichtet, die unsere Arbeit übernehmen wird. Damit ist es mit dem Einkommen wieder einmal vorbei.

Wir werden gebeten, zwei Juristen zu finden, die das neue Büro in Washington brauchen könnte. Der Name von Hans Caspari wird erwähnt. Caspari, nach dem Umsturz von 1918 einer der Verfasser des Reichswohlfahrtsgesetzes und Mitglied des SPD-Parteivorstandes im Exil, arbeitet als Kellner in einer Cafeteria. Ich verweise auf meinen Vetter Karl. Beide werden auch bald nach Washington geholt.

Ehe aber das Büro endgültig geschlossen wird, erscheinen nochmals Leute aus Washington. Die Forschungsabteilung des OSS möchte die Verfasser der allgemeinen Wirtschaftsberichte und der Berichte über die Lage der Landwirtschaft und Ernährung übernehmen. Der eine ist Paul Kohn, der andere meine Wenigkeit.

Wann die Arbeit in Washington beginnen würde, blieb ungewiss, denn erst musste unsere Zuverlässigkeit geprüft werden; formell war ich ein feindlicher Ausländer. Jedenfalls stand ich erst einmal wieder ohne Einkommen da. Ich schaute in die Stellenangebote in der Zeitung und bekam eine Hilfsarbeiterstelle in einer Pantoffelfabrik. So fuhr ich jeden Morgen mit der Subway an das andere Ende der Stadt und drückte die Stempeluhr der Fabrik, wo ich eine kleine Maschine bedienen sollte, die einen Arbeitsgang in der Herstellung eines Pantoffels vollführte. Entwickelte ich die erforderliche Schnelligkeit für diese Arbeit, so gab es Mängel in der Qualität und umgekehrt. Meine Schwierigkeit, mit dieser an und für sich leichten Arbeit zurecht zu kommen, bedrückte mich aber anscheinend mehr als den Vorarbeiter und den Chef, die anlässlich des durch den Krieg hervorgerufenen Arbeitermangels einen schlechten Arbeiter besser als gar keinen fanden. Der Besitzer der Fabrik und die meisten der Arbeiter waren jüdisch, und es war weder in der Kleidung noch sonst ein «Klassenunterschied» zwischen ihnen erkennbar, insbesondere dann nicht, wenn in der Frühstückspause der Chef und die Arbeiter sich mit grossem Hallo für ein Glücksspiel um einen Tisch herumdrängten.

Eines Tages fand ich in der Zeitung eine Anzeige, durch die der World Jewish Congress einen Bureaugehilfen suchte. Ich bewarb mich um diesen Posten mit dem Hintergedanken, dass, wenn aus der Anstellung in Washington nichts werden sollte, ich hier vielleicht mit der Zeit eine bessere Stelle finden könnte. Ich erhielt diesen «Job», der hauptsächlich darin bestand, für die ausgehende Post Sorge zu tragen. Zu meiner Verwunderung war man in der Pantoffelfabrik über meinen Weggang gar nicht erfreut und bot mir sogar eine Lohnerhöhung an.

Über die Nachforschungen, die das FBI anstellte, ehe man einen Job in Washington erhielt, gingen viele Gerüchte um, die alle nichts Gutes verhiessen und die Hoffnung, die ich hegte, erheblich herabdrückten. Vor allem schien es sich oft zu ereignen, dass die Personen, die man als Garanten angegeben hatte, aufs Genaueste untersucht wurden und am Ende in

Schwierigkeiten gerieten. In der Tat erfuhr ich, dass Friedrich Pollock, den ich in meiner Bewerbung genannt hatte, selbst für einen Posten in Washington abgelehnt worden war. Das Institut mit seiner, wenn auch als «Kritische Theorie» getarnten marxistischen Einstellung, musste für das FBI verdächtig sein. Dazu kam, dass man in der allgemeinen Kriegshysterie von Nachbarn in seltsamster Weise beleumundet werden konnte. Die Tatsache, dass sie befragt wurden, schien ihnen schon anzudeuten, dass mit diesem Ausländer irgend etwas nicht in Ordnung wäre, und es erschien ihnen patriotisch, bedenkliche Beobachtungen oder Deutungen zu Protokoll zu geben.

Herbst und Winter gingen vorbei, ohne dass ich aus Washington etwas über die erhoffte Anstellung hörte. Ich brachte weiter Tag für Tag die Briefe des jüdischen Weltkongresses zur Post. Im Februar aber kam ein Telegramm vom Chef der Abteilung für Landwirtschaft und Ernährung der «Research and Analysis Branch» des OSS mit der Aufforderung, unverzüglich nach Washington zu kommen, wo ich – so hiess es darin – «ein Zahnrad in der Kriegsmaschine» sein würde.

Ein glücklicher Zufall erlaubte uns, in der durch das kriegsbedingte rasche Anwachsen der Bürokratie überfüllten Bundeshauptstadt eine Wohnung direkt gegenüber der Library of Congress zu finden. Da zur selben Zeit Hanna Eisfelder-Grunwald mit Mann und Kind aus St. Domingo in New York angekommen waren, konnten wir ihnen unsere Wohnung mit den Möbeln übergeben.

In Washington stellte sich heraus, dass meine Anstellung, nur mit Einschränkungen bewilligt worden war. Ich durfte nicht in den Räumen des OSS arbeiten und keinen Zugang zu vertraulichen Dokumenten haben. Der ersten Auflage wurde dadurch nachgekommen, dass ich einen Arbeitsraum für mich alleine in der Library of Congress erhielt, was mir erlaubte, nicht nur alle Fachliteratur, deren ich bedurfte, sondern auch alle sonstigen Bücher direkt auf meinen Schreibtisch geliefert zu erhalten. Die zweite Auflage bereitete eine gewisse Schwierigkeit, weil viele meiner Berichte im Büro mit dem Vermerk «vertraulich» versehen worden waren, so dass ich sie später nicht wieder einsehen durfte. Dass meine Berichte den Vermerk «vertraulich» trugen, hatte wohl verschiedene Ursachen. Gab die Abteilung sie nach oben weiter, so erweckten sie mehr Eindruck, wenn sie den Stempel «confidential» trugen. Hinzu kam, dass ich den deutschen Zeitungen und Zeitschriften Tatsachen entnahm, die erst Wochen später vom Agente No. 362 aus der Schweiz als «aus guter Quelle» stammend berichtet wurden und dass diese Berichte sogar den Stempel «geheim» trugen. Schliesslich aber konnte man aus den Zeitschriften wirklich manches herausfinden, was nicht veröffentlicht werden durfte und in der Presse auch nicht berichtet wurde. Zwischen dem OSS und dem Landwirt-

schaftsministerium gab es eine lebhafte Diskussion darüber, ob die Nazis die Ernährungslage so in der Hand hätten, dass sie die Fleisch Versorgung voll aufrechterhalten konnten oder ob sie, wie seinerzeit das Kaiserreich, den Schweinebestand drastisch hätten vermindern müssen, um die Kartoffeln dem direkten menschlichen Verzehr zukommen zu lassen. Das Ergebnis der Schweinezählung aber war in Deutschland ein strategisches Geheimnis. In einer ernährungswissenschaftlichen Zeitschrift aber fand ich eine Berechnung für eine Ernährungspolitik, die die zurzeit benötigte Futtermenge angab, woraus sich der Schweinebestand leicht errechnen liess. In der Tat hatten die Nazis diesen um ungefähr denselben Prozentsatz verringert, wie das Reich im Ersten Weltkrieg. Ausserdem aber zeigte die steigende Zahl von Hinrichtungen von Fleischern wegen Schwarzhandels die Fleischknappheit an. Was durch solche Büroermittlung getan werden konnte, erwies sich, als gegen Ende des Krieges eine Abteilung des OSS den Standort der Fabriken, die synthetischen Treibstoff herstellten, dadurch, dass sie in einem Verzeichnis der Bahntarife Stationen angegeben fand, von denen aus Treibstoff zu verbilligten Tarifen verladen werden konnte. Zwar wusste man dadurch noch nicht den genauen Standort, aber durch ein Bombardement der ganzen Umgebung dieser Bahnstationen wurden die meisten dieser Fabriken zerstört.

Nun musste ich des Öfteren meine Abteilung im OSS-Gebäude aufsuchen, teils um Arbeit abzuliefern, teils um an Diskussionen über die Auswertung der ermittelten Fakten teilzunehmen. Das war eine umständliche Angelegenheit. Die Eingangswache musste die Abteilung anrufen, dann kam jemand zum Eingang, der mich in das Bureau brachte. Ich bekam von der Wache einen Pass und wurde in das Besucherbuch eingetragen. Beim Weggehen wurde der Pass zurückgegeben und der Weggang im Buch vermerkt. Dieses Verfahren wurde um so unbequemer, je mehr sich gegen Ende des Krieges die Arbeit darauf konzentrierte, das Ernährungspotential der zur Diskussion stehenden Besetzungszonen auszurechnen, was meine Anwesenheit im Büro meiner Abteilung im OSS-Gebäude erforderte. So beschloss ich, einfach morgens mit allen anderen Angestellten zur Arbeit zu erscheinen und wie diese meinen Ausweis mit Photo vorzuzeigen. Der meine hatte zwar einen Stempel «Kein Zutritt zum Büro», da aber die Wachen mein Gesicht schon kannten und sich die einzelnen Ausweise nicht genau ansahen, arbeitete ich von nun an regelmässig im Büro.

Die Mitarbeiter der «Research and Analysis Branch» des OSS waren zum grossen Teil Intellektuelle aus der deutschen Emigration. Der Soziologe Salomon de la Tour scherzte, dass auf diese Weise die amerikanische Regierung diese Querköpfe mühelos überwachen könnte, ohne wie die französische Regierung zu diesem Zweck anstössige und unproduktive

Konzentrationslager zu benötigen. So saßen in einem an den unseren anstossenden Büroraum drei Mitarbeiter des Frankfurter Institutes: Herbert Marcuse, Franz Neumann und Otto Kirchheimer. Der stellvertretende Leiter meiner Abteilung kam aus der Gruppe «Neu Beginnen»; er hatte bereits in Harvard studiert und war schon eingebürgert. Aber keinesfalls alle in unserer Abteilung waren Fachleute für Ernährung und Landwirtschaft. Paul Alexander hatte zwar ebenfalls ein Harvard Doktorat, aber nicht für Landwirtschaft, sondern für alte Geschichte; er war ein wahrer Gelehrter und besaß ausserdem die Kenntnis mehrerer neuer und alter Sprachen. Seine Aufgabe aber war, an der Errechnung des landwirtschaftlichen Potentials der verschiedensten unter Diskussion stehenden Teilungen Deutschlands teilzunehmen.

Es hatte einiger Zeit bedurft, bis ich mich an den amerikanischen Betrieb angepasst hatte und Sitten und Gewohnheiten verstand. Als erstes musste ich lernen, dass man den Leiter der Abteilung nicht etwa mit einem Titel, sondern einfach mit Bill anredet. Bald verstand ich auch, dass es falsch war, einen verlangten Bericht schnell abzuliefern, denn es wurde angenommen, dass die Qualität mit der Zeit, die man benötigte, wuchs.

Von dem Augenblick an, da die militärische Niederlage Hitlers offenbar war und das Ringen um die Nachkriegsordnung begonnen hatte, berührte unsere Arbeit politische Probleme. Dabei stellte sich heraus, dass Regierungen nicht notwendigerweise objektiv beraten sein wollen, sondern häufig vorziehen, eine Bestätigung ihrer Auffassungen zu erhalten. Da wir einen Bericht vorzulegen hatten, in dem die Ernährungslage in den vorgesehenen Besetzungszonen der Westmächte dargestellt werden sollte, konnten wir nichts anderes tun, als darzulegen, dass die Landwirtschaft dieses Gebietes seine Bewohner nicht ernähren konnte und dass Amerika als Besatzungsmacht genötigt sein würde, zu deren Ernährung beizutragen. Da im Augenblick die Auffassung vorherrschte, dass man den besiegten Deutschen gegenüber jegliche «Weichheit» ablehnen sollte, erhielt die Abteilung den Bericht zurück, denn er entspräche nicht den Ansichten der Regierung. Da an den Tatsachen nichts zu ändern war, wurde er in vorsichtigerer Formulierung mit denselben Statistiken wieder vorgelegt. Ein anderer Bericht, der Hinweise auf mögliche russische Absichten enthielt, kam zurück mit dem Vermerk, es wäre nicht zulässig, unangemessene Bemerkungen über unsere Verbündeten zu machen. Überhaupt herrschten Illusionen über die russische Politik, und man durfte keine kritischen Äusserungen über Stalins Absichten machen.

Es gab aber auch Auseinandersetzungen unter den Emigranten im OSS. Marcuse, Neumann, Kirchheimer und Caspari hatten Biographien jener deutschen Kommunisten zu schreiben, die die russische Armee mit nach Deutschland zurückbrachte. Die drei ersteren versuchten, diese Le-

bensläufe zu verharmlosen, und warfen Caspari vor, seine sozialdemokratischen Auffassungen zu sehr ins Spiel zu bringen. Ein Beweis dafür, mit welcher Weisheit die Welt regiert wird, ergab sich schliesslich aus einem Brief, den «Research and Analysis» nach der Potsdamer Konferenz von einem der beteiligten amerikanischen Generale (ich glaube es war General Clark, bin dessen aber nicht mehr sicher) erhielt. In diesem Brief hiess es, dass der General unsere Darstellung über das Wirtschaftspotential der westlichen und östlichen Besetzungszonen mit grossem Interesse gelesen habe; hätte er sie vor der Konferenz zu Gesicht bekommen, so würde er sich für eine andere Grenzziehung eingesetzt haben.

Nicht alle, die Amerikas rettenden Hafen erreicht hatten, waren gerettet. Im Sommer 1944 fiel der eben dreissigjährige Heinz Behrendt, ein Arbeitersohn aus Berlin, der der SAP angehört hatte, an der japanischen Front, als er als Freiwilliger einer isolierten Gruppe zu Hilfe kommen wollte. Die meisten der politischen Flüchtlinge jedoch, die zur Armee mussten, wurden wegen ihres hohen Quotienten beim Intelligenztest in Informationsdienste gesteckt. Diejenigen, die nicht zum Militär kamen, hatten im Allgemeinen – gleich ob Kopf- oder Handarbeit – keine materiellen Schwierigkeiten, weil Arbeitsplätze leicht zu finden waren. Nur einige lyrische Dichter mussten mit sehr schlechten Arbeiten in Restaurants und Cafeterias vorlieb nehmen. Metallarbeiter in der Kriegsindustrie fanden das berühmte amerikanische Fließbandtempo eher gemütlich im Vergleich zu dem, was sie von deutschen Fabriken her gewohnt gewesen waren. Eine grosse Reihe von Intellektuellen, u.a. Lutz und Leo Löwenthal, arbeiteten entweder im Büro für Kriegsinformation oder bei der Stimme Amerikas. Fritz Opel half, ein deutsch-amerikanisches Wörterbuch für den Gebrauch der Armee herzustellen.

Je deutlicher sich die militärische Niederlage Hitlers abzeichnete, je besorgter wurde man in den sozialistischen Zirkeln über die Absichten der Siegermächte und über die voraussehbaren Auseinandersetzungen zwischen ihnen. Sorgen, die sich auch in meinen André-Martin-Artikeln im «Call» ausdrückten. Nur Karl Franck von «Neu Beginnen» war optimistisch und berief eine öffentliche Versammlung ein, in der er für Deutschland eine «abhängige Revolution» voraussagte, einen Umsturz unter amerikanischer Duldung. Dagegen bezogen wir eine Portion Optimismus aus den Blättern der französischen Resistance, die herüberkamen und die vielfach libertär-sozialistische Auffassungen zum Ausdruck brachten und sich für ein föderiertes Europa aussprachen.

Die sogenannte liberale Presse in Amerika tat alles, um Stalins Politik zu rechtfertigen oder zumindest zu verharmlosen. Der «Call» mit unserer eindeutig anti-stalinistischen Stellungnahme war eine in der Öffentlichkeit kaum vernehmbare und sehr isolierte Stimme, obwohl die Ermor-

düng der jüdischen Sozialisten Alter und Ehrlich auf Befehl Stalins²¹ zumindest in den linken jüdischen Kreisen in New York eine erhebliche Erregung hervorrief. Im «Call» wiesen wir darauf hin, dass die Ermordung polnischer Sozialisten und Kommunisten durch die Russen ein Vorspiel für die Annexion des östlichen Polens war, gleichzeitig aber auch das Ende der Unabhängigkeit des polnischen Staates bedeutete.

Seitdem die liberale «fellow-traveller» Presse dauernd nach der Eröffnung einer Zweiten Front zu schreien begonnen hatte, hatten wir unsere Spalte im «Call» «Dritte Front» überschrieben. Mit dieser Bezeichnung sollte ein Begriff geprägt werden für allen Widerstand gegen die Nachkriegspläne der Siegermächte. Diese Pläne, die überall diskutiert und verkündet wurden, zielten auf die Zerschlagung und Entindustrialisierung Deutschlands ab. Selbst bedeutende Intellektuelle verkündeten, dass ohne eine Re-Agrarisierung Deutschlands dieses sehr bald einen Dritten Weltkrieg entfesseln würde. Wir sahen in den amerikanischen Plänen vor allem die Angst vor einer sozialistischen Entwicklung in Europa und wiesen gleichzeitig daraufhin, dass der imperiale russisch-amerikanische Gegensatz keine Einigung über das Schicksal Deutschlands erlauben würde.

Bereits am 17. Dezember 1943 hatte ich im «Call» geschrieben: «Einige wohlwollende Liberale, die nicht 'fellow-travellers' geworden sind, haben gegen die russischen Pläne, die polnische Grenzlinie betreffend, protestiert und diskutieren die Grenzprobleme, denen eine kommende Friedenskonferenz gegenübersteht. Es ist aber bereits sicher, dass es überhaupt keine Friedenskonferenz geben wird und dass die Grenzfragen ihre Bedeutung verloren haben. Ganze Länder werden für Jahre besetzt und Quisling-Regierungen eingesetzt werden.»

Sobald der Krieg beendet war und die Einsetzung des Ulbricht-Pieck-Regimes in der östlichen Hälfte Deutschlands die Richtigkeit unserer Voraussagen bewiesen hatte, wandten wir uns gegen alle Illusionen über die Ziele Stalins in Deutschland und gegen jegliche Zusammenarbeit mit dem stalinistischen Parteiapparat in Berlin. Eine Zuschrift an den «Call» rechtfertigte den Übertritt des Sozialdemokraten Grotewohl und seiner Anhänger zu der von den Stalinisten unter Druck begründeten Sozialistischen Einheitspartei als Akt einer Realpolitik. Die Alternative wäre eine Kriegspolitik an der Seite der Amerikaner, und selbst dann könnte sich die Sozialdemokratie nicht auf die Amerikaner verlassen. Der Brief erschien im Mai 1946 mit einer Antwort, in der es hiess: Es wäre schon richtig, dass die deutschen Sozialdemokraten sich auf die amerikanische Politik nicht verlassen könnten, aber gerade diejenigen, die am heftigsten gegen den Zusammenschluss mit den Stalinisten aufgetreten wären, hätten keine Illusionen über die amerikanische Politik. Sie verstünden aber, dass in Europa die entscheidende Frage wäre, ob eine totalitäre oder eine de-

mokratische Bewegung die Oberhand bekäme. Eine Stellungnahme für die demokratische Tendenz hiesse keineswegs, den Krieg zu befürworten. Der Sieg der demokratischen Kräfte in Europa wäre im Gegenteil die einzige Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden.

Von 1945 bis 1947 verstärkten wir unsere Mitarbeit am «Call». Neben meinen André-Martin-Artikeln schrieben Lutz und ich eine Umschau «Rund um die Welt» unter Louis Clair und Sebastian Franck. Wir publizierten hier Informationen über die Hintergründe der Machtkämpfe zwischen den Siegerstaaten und über die Vorgänge im besetzten Deutschland und in den Oststaaten, die anderswo nicht gedruckt wurden. Wir schrieben gegen die offizielle Doktrin, dass alle Deutschen für Hitler und den Krieg verantwortlich wären und dass Deutschland entindustrialisiert werden müsste. Als im Frühjahr 1945 die Lebensmittelration in Deutschland auf 1'275 Kalorien fiel und man zur selben Zeit die Herstellung grosser Traktoren verbot, schrieb ich dazu: «Ein grösster Traktor ersetzt die Arbeit von 14-16 Ochsen. Ein Zugochse verzehrt jährlich eine Futtermenge, die etwa 1'600 Gallonen Milch ergeben könnte. Die Stilllegung der Traktorproduktion nimmt den Kindern die Milch weg.»

Schon Ende 1945 hatte auf unser Betreiben die Sozialistische Partei ein Internationales Solidaritätskomitee gegründet, um unseren Freunden in Europa beizustehen, und Hunger blieb ein Thema, über das wir fonlaufend zu berichten hatten. Nachrichten darüber kamen in den zunehmend eintreffenden Briefen alter Freunde, aber auch meine neue berufliche Tätigkeit konfrontierte mich mit dem Problem der Versorgung Europas.

Nachdem meine Tätigkeit beim OSS beendet war, erhielt ich im Frühjahr 1946 auf Empfehlung meines Abteilungschefs eine Anstellung bei der im Aufbau befindlichen Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO), deren Büro sich in Washington befand. Ich war also unmittelbar mit den Problemen der Ernährung Europas konfrontiert. Sir John Boyd Orr, der Generaldirektor der neuen Organisation, ein englischer Ernährungswissenschaftler, war ein Idealist im wahren Sinne des Wortes und willens, das Möglichste gegen den Hunger in der Welt zu tun. Er war sehr gegen den Willen seiner eigenen Regierung an der Spitze der FAO gelangt, und die Politiker nannten ihn unter sich einen Narren. Die kleine Gruppe der Angestellten waren damals notwendigerweise meistens Amerikaner, Engländer, Kanadier und Franzosen, aber in der Mehrzahl Leute, die eine persönliche Anteilnahme an den Zielen einer Organisation bekundeten, die die Bekämpfung des Hungers in der Welt zu ihrem wesentlichen Ziel machen wollte. Als eine dringliche Tagung über die Ernährungsprobleme Europas einberufen wurden, schrieben sie am Tage die erforderlichen Papiere, halfen in der Nacht, sie zu vervielfältigen und im Sitzungssaal die Stühle aufzustellen.

Im Sommer 1946 fand in Kopenhagen der erste internationale Kongress der FAO statt, und fast das gesamte Personal sollte dorthin reisen. Für mich wurde dadurch ein Problem geschaffen, denn ich besass keinen Pass und keine Staatsangehörigkeit, bekam aber schliesslich vom State Department ein phantastisches Reisepapier mit vielen Stempeln und Siegeln. Wir erhielten vom State Department einen Beamten als «Reiseführer», der uns vor Antritt der Reise eine Rede hielt, in der er sagte, wir sollten als erstes unser Testament machen.

Nachdem wir Injektionen gegen alle nur denkbaren Krankheiten erhalten hatten, wurden wir auf einem zum Truppentransport umgebauten Schiff nach London geschickt. Von dort flogen wir mit einem kleinen Doppeldecker, wohl ein Erkundungsflugzeug der Armee, nach Kopenhagen. In Dänemark war von der in dem übrigen Europa herrschenden Knappheit an Lebensmitteln nichts zu spüren, nur Zigaretten waren rar, und die hatten wir in grossen Mengen mitgebracht.

Ich wollte nun unter keinen Umständen so in der Nähe von Berlin sein, ohne dort einen Besuch abzustatten, und überredete zwei der leitenden Beamten der FAO, mit mir über Deutschland zurückzureisen. Der eine war Harold Vogel, ein «typischer Amerikaner», der aus Wisconsin stammte und bei seinen noch Deutsch sprechenden Grosseltern aufgewachsen war. Der andere war Paul Lamartine Yates, ein englischer Nationalökonom, der in Berlin Musik studiert hatte und gut Deutsch sprach. Der letztere war übrigens bei meiner Anstellung verantwortlich gewesen und hatte verständnisvoll auf zu viel Fragerei und auf «Papiere» verzichtet. Ein von Schweden kommender Zug fuhr an bestimmten Tagen über Kopenhagen nach Hamburg. Man konnte den Zug nur besteigen, wenn man im Voraus eine Platzreservation besorgt hatte. Da wir aber Kopenhagen gleich nach der Beendigung der Konferenz verlassen wollten, hatten wir dafür keine Zeit. Paul telefonierte rasch noch mit einem Freund, der in der englischen Militärverwaltung in Hamburg für Landwirtschaft und Ernährung verantwortlich war, um ihn von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Auf dem Bahnhof sprangen wir kurz vor Abgang des Zuges in diesen hinein, so dass wir jeder Kontrolle entgingen. Wir fanden auch im Zug noch drei freie Plätze, setzten aber den deutschen Zugbegleiter in furchtbare Gewissensqualen, denn wir hatten kein Billett und konnten es bei ihm nicht lösen, weil er nur deutsches Geld annehmen durfte und wir solches nicht besaßen. Schliesslich beruhigte er sich mit dem Versprechen, dass wir uns in Hamburg gleich beim Bahnhofsvorsteher melden würden, um die Fahrkarten nachzulösen. In Hamburg wurden wir allerdings von dem englischen Offizier in Empfang genommen und in ein Militärauto gesetzt. Glücklicherweise, denn ich schleppte ein schweres Paket mit Lebensmitteln für die Berliner Freunde aus dem gesegneten dänischen Paradies mit,

wofür ich von meinen beiden Kollegen reichlich gehänselt wurde.

In Hamburg schlug man uns vor, erst einige landwirtschaftliche Betriebe in der britischen Zone zu besichtigen. Man bestellte in Berlin in einem englischen Offiziershotel in der Fasanenstrasse Zimmer für uns und für den Nachtzug nach Berlin drei Schlafwagenplätze. Wir fuhren in der Richtung Hannover und hörten uns die Klage verschiedener Landwirte an. Es fehlte an Düngemitteln, Betriebsstoff und vielem anderen. Wir hörten aber auch über die Probleme der Militärverwaltung. Eine durch Fragebogen durchgeführte Schweinezählung hatte eine erschreckend niedrige Zahl ergeben. Eine kurz darauf durchgeführte Umfrage nach der Zahl der Schweine, für die Futterzuschüsse benötigt würden, ergab jedoch eine weitgehend höhere Zahl, die dann auch als Grundlage für die Fleischablieferung benutzt wurde.

Es war eine finstere und regnerische Nacht, als wir schliesslich zu einem Platz gebracht wurden, der nach Aussage des Fahrers des englischen Armeeautos eine Station sein sollte, an der der Zug nach Berlin hielt. Irgendein Licht gab es nicht, aber ein Stück Zementboden verriet, dass hier vielleicht einmal ein Bahnhof gestanden hatte. Wir warteten lange im Dunkel, bis das Wunder geschah; es kam ein Zug und hielt an. Der Zugführer mit einer grossen Laterne stieg heraus. Von einer Reservation für uns wusste er nichts. Im Schlafwagen hatte er einen Platz, der für einen General reserviert war. Wir erklärten rasch, das Harold Vogel (gross und breitschultrig wie er war) besagter General wäre, und fanden dann auch noch zwei Sitzplätze.

Ich war also wieder in Berlin, zehn Jahre, nachdem ich es verlassen hatte. Vor mir lagen Schutthaufen. Stadtteile, die ich früher hätte im Schlaf durchqueren können, waren unerkennbar geworden. Dass hier jemals wieder so etwas wie eine Stadt würde entstehen können, war nicht vorstellbar.

Um unsere Reise im Rahmen der FAO rechtfertigen zu können, beschlossen wir, uns auch in der russischen Zone über die landwirtschaftlichen Probleme zu orientieren. In der von den Russen unter Walter Ulbricht eingesetzten Zivilverwaltung war Edwin Hoernle für die Landwirtschaft zuständig. Hoernle, ein ehemaliger Pfarrer, war ein altes Mitglied der KPD und war in den Weimarer Jahren in ihr für Fragen der Jugenderziehung zuständig gewesen, wobei es eine seiner Aufgaben gewesen war, die Arbeiten Otto Rühles als kleinbürgerliche Elaborate zu denunzieren. Warum er jetzt für die Landwirtschaft zuständig war, konnten wir nicht feststellen. Paul Yates und ich wurden jedenfalls von ihm empfangen. Wir hatten vereinbart, dass ich möglichst schweigen sollte, um kein Misstrauen zu erwecken, und dass Paul mit seinem englischen Akzent die Fragen stellen würde. Hoernle benutzte die Unterhaltung dazu, immer wie-

der zu betonen, dass die Zonenverwaltung keinerlei sozialistische Absichten hegte und Kollektivierung überhaupt nicht in Frage käme. Es war dies die taktische Linie des Augenblicks, die dazu bestimmt war, die Amerikaner glauben zu machen, dass es nicht die Absicht der Russen war, hier ein totalitäres Staatsgebilde im russischen Lager aufzubauen.

Das Haus in Charlottenburg, wo ich fast ein Vierteljahrhundert gewohnt hatte, stand noch, und die Pistole, die wir 1933 eingemauert hatten, lag wahrscheinlich noch an ihrem Platz. Ich war aber vor allem dorthin gegangen, um den Schneider Schmidt wiederzusehen, der 1934 Frieda vor der Festnahme durch die Gestapo gerettet hatte. Wir hatten sofort nach Kriegsende begonnen, die Familie Schmidt mit Lebensmitteln zu versorgen, und er begrüßte mich mit den Worten: Bei uns heisst es, wenn die Not am grössten, ist Heinz Jacoby am nächsten.

Herbert Francke, der Berliner Jugendrichter, der mein Lehrer gewesen war, kam mich im Hotel besuchen. Ich bestellte Tee und öffnete ein Päckchen dänische Kekse. Der Mann, der immer lang und dünn gewesen war, sah aus, als ob ein Lufthauch ihn biegen müsste. «Butterkeks», sagte er andächtig, als er behutsam in den ersten hineinbiss. Er erzählte vom Schicksal der gemeinsamen Bekannten. Elsa von Liszt, die als Generalsekretär der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen meine unmittelbare Vorgesetzte gewesen war, war Hungers gestorben. Der Hamburger Jugendrichter war nach Auschwitz geschickt worden. Justus Erhardt, der Hauptfürsorger des Berliner Jugendamtes, war an der russischen Front gefallen. Karl Mennicke, der Leiter der Wohlfahrtsschule, war ins KZ gekommen. Sein Sohn, der in der Schweiz lebte, erreichte seine Freilassung dadurch, dass er nach Deutschland zurückkam und sich zum Militär meldete. Er fiel an der Westfront.

Francke wunderte sich darüber, dass ich aus den USA gekommen war; man hätte geglaubt, ich wäre nach Russland gegangen. «In welchem Fall», so erwiderte ich, «ich wohl nicht hier sitzen würde.»

Mein Vorgänger im Amt, Harald Pölchau, der Gefängnispfarrer in Tegel geworden war, hatte tapfer den zum Tode verurteilten Verschwörern des 20. Juli beigestanden, zu deren Kreis er selber gehört hatte.

Beim Abschied bat mich Herbert Francke, einige amerikanische Jugendrichter, die er gekannt hatte, zu bitten, ihm zu helfen und ihm auch neuere Literatur zu verschaffen. Ich steckte ihm noch verschiedene kleine Dinge in die Tasche, von denen die Rasierklingen ihn am meisten erfreuten. Nachdem ich ihm einige Wochen später von USA ein Paket geschickt und berichtet hatte, was ich für ihn unternommen hatte, schrieb mir seine Tochter, er wäre an Schwäche gestorben.

In einem halb zerbombten Haus in Charlottenburg waren die Überlebenden unseres Hochverratsprozesses um einen grossen Tisch herum ver-

sammelt. Das Paket aus Kopenhagen wurde geöffnet. Er erschienen Würste und Büchsen mit Schinken, Kuchen, Kaffee und dänische Sahne. Reichtümer, die mit erstaunten Augen betrachtet wurden und im Laufe des Abends verschwanden. Es wurde aber nicht nur gegessen, denn es gab so viel zu berichten. Die Vergangenheit blieb aber in der Unterhaltung bald hinter uns. In Berlin gab es genügend Probleme der Gegenwart. Wahlen standen bevor, die für die Zukunft der Stadt entscheidend sein mussten. Trotz der Furcht vor der Ausdehnung der russischen Herrschaft und der Ablehnung des Stalinismus fiel es ihnen schwer, sich für die SPD zu entscheiden, die man in den Weimarer Jahren bekämpft hatte.

In später Abendstunde und in erregter Stimmung trennten wir uns. Den meisten stand ein langer Fussweg durch die Trümmerlandschaft von Charlottenburg zum Wedding bevor, und was als Wohltat gedacht war, endete schlecht; denn alle erbrachen auf dem Heimweg die ungewohnten fetten Bissen, die der geschrumpfte Magen nicht bewältigen konnte.

Ich reiste nach Paris, um einen Schiffsplatz nach New York zu finden. Paris wiederzusehen war ein erhebendes Gefühl, einfach weil es noch da war wie zuvor. Das tägliche Leben aber war bedrückend, obwohl mehr Lebensmittel als in Berlin zu haben waren. Die Pariser waren von überall zurückgekehrt, suchten die Reste ihrer Habe oder Unterkunft. Von alten Bekannten fanden sich wenige. Jenny Redner war mit ihrer Tochter aus der Schweiz zurückgekommen und hauste mit einer Reihe jüdischer Flüchtlinge, die überlebt hatten, in einer Gemeinschaftswohnung. Sie konnte nirgends ein Zimmer finden. Wie immer überzeugt, dass es etwas absolut Unmögliches nicht gäbe, lief ich mit ihr durch die Stadt von einem kleinen «Hotel garni» zum anderen. Wir klingelten bei den Concierges vieler Häuser und fragten erfolglos nach einem freien Raum.

Mands Sperber, so erfuhr ich, arbeitete in einem Informationsbüro für die französische Besetzungszone. Einen Augenblick zögerte ich, ihn aufzusuchen. Ich dachte an seine Verteidigung der Moskauer Prozesse. Es schien mir aber doch unmöglich, dass er noch bei seinem Parteiglauben geblieben war. Und dann: wir, die wir übriggeblieben waren, mussten wir nicht wieder zueinander finden?

Die Neugier nach dem Standpunkt des anderen war uns gemeinsam. Eine der ersten Fragen Sperbers war: «Was denkst Du über das Regime in der russischen Besetzungszone?» Ich wollte provokativ scharf sein und sagte: «Faschismus mit rotem Vorzeichen.» Als Sperber zustimmend nickte, war die Distanz zwischen uns überwunden. Wir sprachen über den Tod von Otto und Alice Rühle. Otto Rühle, sagte Sperber, war ein Mann mit zuviel Charakter in einer charakterlosen Zeit.

Ich glaubte meine Erlebnisse in Paris schon beendet, als ich erfuhr, dass eine erste internationale Konferenz sozialistischer Jugendorganisationen

stattfände, und beschloss, anzuhören, was junge Sozialisten sich nach diesem Kriege und nach dem Ende der Herrschaft Hitlers in Europa zu sagen hatten. Es war, so schrieb ich nach meiner Rückkehr im «Call», ein ermutigendes und entmutigendes Erlebnis zugleich. Ich traf enthusiastische junge Menschen, die an ein neues Europa dachten, die aber auch beeinflusst waren von den Wünschen ihrer Parteien und Regierungen. Die Engländer wollten von irgendeinem internationalen Zusammenschluss nichts wissen, weil das nicht in das Konzept der Labour Party passte. Die Delegierten der von Russen besetzten osteuropäischen Länder sahen sich genötigt, der Stimme ihres Herrn zu folgen. Wollen wir unsere Organisation retten, so sagte mir ein Jugendlicher aus Polen, so müssen wir uns anpassen. So entstand durch das Zusammentreffen von zukunftsgläubigem jugendlichem Enthusiasmus und jugendfremder Anpassung an die Mächte, die da waren, eine ständige Spannung im Konferenzraum.

Hauptpunkt der Auseinandersetzung war die Frage, ob die Delegierten der deutschen Jungsozialisten als anerkannte Teilnehmer der Konferenz zugelassen werden sollten. Geschähe dies, erklärten die polnischen Delegierten, so müssten sie sofort abreisen, weil solches das polnische Nationalgefühl beleidigen würde. An der Spitze der fünf deutschen Delegierten war Kurt Schmidt, der sieben Jahre in Hitlers Zuchthäusern verbracht hatte. Hinter der polnischen Erklärung stand weniger das polnische Nationalgefühl als eine Moskauer Anweisung. Moskau wollte der in der russischen Zone gegründeten Freien Deutschen Jugend das Monopol auf der internationalen Ebene verschaffen. Um die Polen an der Abreise zu hindern, stimmte eine Mehrheit dafür, die Deutschen nur als permanente Beobachter zuzulassen. Ein französischer Delegierter protestierte mit Eifer dagegen, dass man die Vertreter der deutschen Sozialisten, die Hitlers erstes Opfer gewesen waren, derart zurücksetzte.

Zurück in New York hatte ich zu berichten wie ein Forscher, der aus dem Inneren eines noch unbekanntes Landes heimgekehrt war. «Hunger» war das Phänomen, das im Mittelpunkt meiner Berichte stand. In Dwight Macdonalds «Politics» schrieb ich:

«Wer zuerst in Deutschland zugrunde geht, ist ein gewisser Typus von Intellektuellen. Leute über 50 Jahre alt, die nicht robust genug sind, um für ein Stück Brot zu kämpfen. Gerade jener Typus, von dem ich erhofft hatte, dass er den besseren Teil des deutschen Geisteslebens an die Jugend weitergeben würde.»

Auch über die Nachfrage nach geistiger Nahrung, ja nach blosser Information, hatte ich zu berichten: «Über die Moskauer Prozesse, über den Bürgerkrieg in Spanien waren unsere Freunde im Wesentlichen nur durch Goebbels' Presse und Radio unterrichtet. Zwölf Jahre geistiger Isolation war nun die amerikanische Erziehung zur Demokratie gefolgt, die in der

Hauptsache darin bestand, dass die Einfuhr von Literatur verboten wurde.»

Als ich im November 1946 im «Call» meine Reiseerlebnisse erzählte, konnte ich schon über die grosse Niederlage berichten, die die stalinistische Sozialistische Einheitspartei in den Berliner Wahlen – in den Arbeiterbezirken insbesondere – erlitten hatte. Mein Bericht endete mit einem Aufruf an die Leser, sich vom International Solidarity Committee Adressen deutscher Sozialisten geben zu lassen und ihnen Pakete zu schicken.

Seit dem Ende der Kämpfe in Europa war die deutsche Emigration – die bewusst politische vor allem – vollauf mit dem Versand von Paketen nach Deutschland beschäftigt. Wo der Postdienst noch nicht funktionierte, gingen sie durch Freunde in der amerikanischen Armee. In New York, wo Josef Lang (genannt Jola) von Anbeginn Vermittler und Organisator der Aktivitäten der politischen Flüchtlinge aus Mitteleuropa gewesen war, glich die Wohnung von Jola und Erna Lang einem Warenlager. Hier wurde alles, von Nähnadel und -faden bis zur Winterkleidung gesammelt. Adolph Weingarten war hier vollamtlich mit Packen und Transport, auch für die jüdische Emigration, beschäftigt.

Anfang 1947 rief der alte Menschewist Raphael Abramowitsch eine monatlich erscheinende Zeitschrift «Modern Review» ins Leben, und Lutz wurde Redakteur derselben. Während der drei Jahre ihrer Existenz wurde in ihr ein breites Spektrum politischer und kultureller Probleme erörtert. Nach meiner Rückkehr aus Europa schrieb ich dort über das wirtschaftliche Durcheinander, das ich in einem Europa beobachtet hatte, in dem alte wirtschaftliche Zusammenhänge zerrissen waren, und das zum Teil von der Gnade Amerikas lebte. Der Marshall-Plan, schrieb ich, ist ein strategischer Zug, denn ein Zusammenbruch des westlichen Europas gäbe den Russen Gelegenheit, ihre Macht bis zum Atlantik hin auszudehnen. Dies zu verhindern, wäre ein gemeinsames Interesse von Europa und Amerika, bei vielen Politikern Amerikas aber stünde dahinter die Idee, dass Europa mit den amerikanischen Gütern auch die Ideologie des «free enterprise» annehmen müsste.

Im Frühjahr 1947 wurden wir amerikanische Staatsbürger. Dieses Ziel wurde von politischen Flüchtlingen nicht immer hindernislos erreicht. Einigen von ihnen, die, um ihre demokratische Gesinnung zu betonen, auf ihre Verurteilung durch Hitlers Gerichte hinwiesen, wurde mit dem Vorwurf erwidert, dass sie sich dann also gegen ihre eigene Regierung vergangen hätten. Anderen wiederum wurde gesagt, sie hätten vorschnell gehandelt, was meint, sie hätten gegen Hitler gekämpft, ehe ihm Amerika den Krieg erklärt hatte.

Ich hatte jetzt eine ständige Arbeit und eine Staatsbürgerschaft. Das

Exil war beendet, und damit schliesst dieser Bericht. Gewiss, das Exil war beendet, aber wo immer wir von nun an lebten, blieben wir fremde Vögel. «Zu Hause» waren wir – wie zuvor – dort, wo wir eine Tür hinter uns schliessen konnten.

Anmerkungen

- 1 Über die «Jacoby'sche Heil- und Pflegeanstalt» in Sayn und den Abtransport der Kranken berichtet Dietrich Schabow, «Zur Geschichte der Juden in Bendorf». Herausgeber: Hedwig Dransfeld-Haus, Bendorf 1979.
- 2 Partido Obrero de Unificacion Marxista, eine unabhängige, kommunistische, aber antistalinistische Partei, die aus dem Zusammenschluss einer katalonischen Arbeiter- und Bauernpartei und der Opposition der kommunistischen Partei hervorgegangen war.
- 3 Die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) war 1931 aus dem Zusammenschluss von linken Sozialdemokraten und einem Teil der rechten kommunistischen Opposition (KPO) hervorgegangen.
- 4 Analog dem Beispiel Lenins, der während des Ersten Weltkrieges in dem Trefen sozialistischer Kriegsgegner im schweizer Örtchen Zimmerwald eine neue Internationale vorbereitet hatte.
- 5 Heinrich Brandler war während des Ersten Weltkrieges Mitglied des Spartakusbundes gewesen, nahm an der Gründung der KPD teil, an deren Spitze er 1921, nach dem Ausscheiden Paul Levis, trat. Von Beruf Maurer, trug er seit einem Dachsturz einen grossen Buckel, aber seine Gestalt und seine Fäuste waren achtungsgebietend. Der englische Labour-Abgeordnete Fenner Brockway verglich ihn in seinen Memoiren mit dem Glöckner von Notre Dame in Victor Hugos Roman. Stalin liess ihn 1924 kaltstellen, und 1928 wurde er mit der sogenannten Rechtsopposition, die sich der Politik der Gewerkschaftsspaltung widersetzte, aus der KP ausgeschlossen. Diese organisierte sich als KPO. Als später Walcher, Frölich u.a. an der Gründung einer neuen Partei (SAP) teilnahmen, blieb Brandler in der KPO, in der Hoffnung, dass Stalin ihn noch einmal an die Spitze der Partei bringen würde.
- 6 Kurz vor meiner Ankunft hatte Alice Rühle in einem Brief an Otto Rühle, der schon in Mexiko war, berichtet: «Ich war im Straschnitzer Emigrantenheim, wo 110 Genossen mit Kind und Kegel in grässlichem Milieu hausen, wie im Zwischendeck eines Totenschiffes in einer alten Fabrik zusammengepfercht, mit 100 Kc. pro Kopf pro Monat Subsistenz, vielen noch kranken und verwundeten Konzentrationslager-Entronnenen, kurz grauenvoll.»
- 7 «Versöhnler» wurde eine Strömung in der KPD genannt, die eine Versöhnung mit der ausgeschlossenen rechten Opposition unter Brandler anstrebte.
- 8 Michel Collinet war der klügste und gebildetste Kopf der sozialistischen Linken um Marceau Pivert.
- 9 Was waren diese tragischen Maitage in Barcelona? – Im Juli 1936, als der spanische Bürgerkrieg begann, nahmen in Barcelona die Arbeiter die Telefonzen-

trale (Telefonica) in eigene Regie. Im Betriebskomitee hatte die anarcho-syndikalistische Gewerkschaft CNT die Mehrheit. Bereits im Dezember wollte die katalonische Regierung der revolutionären «Unordnung» ein Ende bereiten. Die Äusserung dieser Absicht war eine Provokation, die unter anderen Andrés Nin, den Vertreter der POUM in der Regierung, am 16. Dezember zum Rücktritt veranlasste, weil er eine solche Politik nicht mitmachen konnte. Tags darauf schrieb die Pravda: «Der Reinigungsprozess gegen Trotzlisten und Anarchosyndikalisten hat begonnen.» Die Regierung war jetzt im Wesentlichen in den Händen der katalonischen Autonomisten und der Kommunisten. Am 1. Mai 1937 erklärte der den Autonomisten zugehörige Innenminister Kataloniens, dass er die Telefonica unter seine Kontrolle nehme. Am 3. Mai versuchten Polizeikräfte unter Führung des kommunistischen Chefs der Sicherheit die Anlagen zu stürmen und konnten in die untere Etage des Gebäudes eindringen. Dieser Angriff rief einen Aufstand der Arbeiterschaft hervor. Barrikaden wurden errichtet. Heftige Kämpfe entbrannten besonders um die Telefonica. Es gab Hunderte von Toten. In Anbetracht der Kriegssituation an den Fronten führte die CNT einen Waffenstillstand herbei. Die Regierung machte Versprechungen, und die Arbeiter zogen sich nach und nach von den Barrikaden zurück. Inzwischen aber marschierte eine 5'000 Mann starke motorisierte Truppe, die von der Front zurückgezogen worden war, (unter dem Vorwand, in Barcelona wäre ein konterrevolutionärer Aufstand ausgebrochen), in Barcelona ein. Nun begann eine Repression, in deren Verlauf zahlreiche Meuchelorde begangen wurden, denen neben katalonischen Anarchisten auch Ausländer, darunter der italienische anarchistische Theoretiker Berneri, zum Opfer fielen. Die schwersten Schläge, geleitet von Agenten der russischen Geheimpolizei, trafen die POUM. Hintergründe und Ereignisse der Maitage sind kompliziert. George Orwell und Augustin Souchy haben in ihren Büchern als unabhängige Zeugen wesentliches über sie ausgesagt.

- 10 Andrés Nin war führend in der anarcho-syndikalistischen CNT gewesen, gehörte dann dem Sekretariat der Roten Gewerkschaftsinternationale in Moskau an, schloss sich aber der an Trotzki orientierten Opposition an, gegen dessen Willen er 1935 mit Joaquin Maurin, dem Führer einer linken katalonischen Arbeiterpartei, die POUM, gründete. Eine Zeitlang war er 1936/37 Justizminister im revolutionären Katalonien. Nach den Maiereignissen in Barcelona wurde er vom russischen Geheimdienst verschleppt und grausam gefoltert, damit er gestehe, dass er im Dienst Hitlers stünde, und schliesslich ermordet.
- 11 Alfred Rosmer, vor 1941 ein revolutionärer Syndikalist, gehörte zu den Gründern der KPF, war und blieb ein persönlicher Freund Trotzki's, obgleich er niemals Trotzki'st war. Genoss Ansehen als besonders integre Persönlichkeit.
- 12 Internationaler Sozialistischer Kampfbund, der von dem Göttinger Philosophen Leonard Nelson gegründet war, eine ethische Politik anstrebte und Vegetarismus und Abstinenz von seinen Mitgliedern verlangte.
- 13 August Thalheimer, Mitbegründer des Spartakusbundes, war mit Brandler bis 1924 in der Zentrale der KPD, mit diesem 1928 aus der Partei ausgeschlossen, gehörte er zur Leitung der KPO, die er mit Brandler in der Emigration leitete. War Brandler der Typ eines Arbeiterführers, so Thalheimer ein typischer Intellektueller mit philosophischen Kenntnissen und theoretischen Ambitionen. Es

- war mit der Zeit gang und gäbe geworden, «Brandler-Thalheimer» als einen politischen Begriff zu gebrauchen. Thalheimer entkam 1941 nach Kuba, wo er 1948 starb, nachdem die Alliierten ihm und Brandler die Einreise in das besetzte Deutschland nicht gestattet hatten.
- 14 Paul Frölich gehörte vor 1914 zu den Bremer Linken in der SPD und war Redakteur der Bremer Parteizeitung. Kriegsgegner und 1918 Mitbegründer der KPD. Wurde 1928 als zur Rechten Opposition gehörig aus der KPD ausgeschlossen und war Mitbegründer der KPO. Mit anderen verliess er diese 1931, um gemeinsam mit linken Sozialdemokraten die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) ins Leben zu rufen. Frölich verwaltete den Nachlass Rosa Luxemburgs und arbeitete an ihrer Biographie, als er 1933 in ein Konzentrationslager kam. Wesentliche seiner Vorarbeiten gingen verloren. Er entkam nach Frankreich, wo er seine Arbeit an der Luxemburg-Biographie wieder aufnahm, die noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gedruckt wurde. Nach der Besetzung Frankreichs gelangte er in die Vereinigten Staaten, von wo er 1951 nach Deutschland zurückkehrte und der SPD beitrug. Er starb 1953 in Frankfurt. Rosi Frölich-Wolfstein war Freundin und Mitarbeiterin von Rosa Luxemburg insbesondere in den Kriegsjahren 1914-18. Mitbegründerin der KPD und Landtagsabgeordnete in Preussen. Wurde ebenfalls 1928 aus der KPD ausgeschlossen und kam über die KPO zur SAP. Seit 1951 wieder in Deutschland und Mitglied der SPD.
 - 15 Allgemeine Arbeiter-Union-Einheitsorganisation, eine rätekommunistische Organisation, die die Trennung von Politik und Gewerkschaft aufheben wollte.
 - 16 Ludwig von Mises war der radikalste unter jenen Wiener liberalen Nationalökonomern, die in der Wirtschaft dem Staat möglichst nichts und dem Markt alles anvertrauen wollten.
 - 17 Über «Amerika und der Sozialismus» habe ich berichtet in «Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft» 1956, 2. Heft.
 - 18 Ignaz Reiss, genannt Ludwig, in Polen geboren, hatte sich als junger Mensch der russischen Revolution angeschlossen. Er und seine ebenfalls aus Polen stammende Frau Elsa wurden von der Sowjetregierung in den Westen gesandt, um Kontakte mit intellektuellen Kreisen zu vermitteln. Zunehmend enttäuscht von der Politik Stalins, entschloss er sich, mit dessen Regime zu brechen, als die Moskauer Prozesse gegen die Mitarbeiter Lenins begannen. Er schrieb dies nach Moskau und sandte seinen Orden zurück. Mit Hilfe einer Freundin des Ehepaares, einem verwachsenen Mädchen, dem der russische Geheimdienst einen Liebhaber zugeschanzt hatte, gelang es diesem, ihn in der Schweiz ausfindig zu machen und zu ermorden. Ein Versuch, Elsa und den Sohn mit vergifteter Schokolade umzubringen, misslang. Elsa wurde zunächst von Pariser Trotzkisten und dann von Henryk Sneevliet, dem Führer einer ex-kommunistischen und ex-trotzkistischen Gruppe in Holland, verborgen und entkam dann nach den Vereinigten Staaten. Sie hat über das Leben und Sterben Ludwigs in einem Buch «Elisabeth K. Poretsky, Our own People» berichtet.
 - 19 siehe Anmerkung 17
 - 20 Ein Jurist aus dem Wiener Kreis der Individual Psychologen.

- 21 Henryk Ehrlich und Victor Alter waren die bekanntesten führenden Persönlichkeiten des Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes (Bund), einer sozialistischen Partei, die unter den 3½ Millionen Juden in Polen viele Anhänger hatte. Ehrlich hatte mehrfach mit den Gefängnissen des Zaren Bekanntschaft gemacht. Er wurde 1917 in den Petersburger Sowjet gewählt und brachte dort eine Resolution für die Wiederherstellung eines unabhängigen polnischen Staates ein. Nach der Machtübernahme durch die Bolschewiki kehrte er in sein Geburtsland Polen zurück. Als die Deutschen im September 1939 in Polen einfielen, begaben sich Ehrlich und Alter in den östlichen Landesteil, um dort den Abwehrkampf organisieren zu helfen. Die bald darauf einmarschierende russische Armee verhaftete sie und andere polnische Politiker. Nach dem Angriff Hitlers auf Russland wurden Ehrlich und Alter freigelassen und aufgefordert, ein internationales Komitee zu gründen, um die jüdische öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten zwecks finanzieller Hilfe für die Sowjetunion zu mobilisieren. Sie summten zu, weil es ihnen richtig erschien, angesichts des Krieges gegen Hitler das ihnen angetane Unrecht zu vergessen. Im Dezember 1941 wurden Ehrlich und Alter wieder verhaftet. Die nächsten 14 Monate hörte man in Amerika nichts von ihnen. Inzwischen schrieb William Green, der Präsident des amerikanischen Gewerkschaftsbundes (AFoL), einen Brief an den sowjetischen Gesandten in den Vereinigten Staaten, Max Litwinow. Im Februar 1943 antwortete dieser, dass Ehrlich und Alter im Dezember 1942 hingerichtet wurden.

Personenregister

- Abramowitsch, Raphael 140
Ackerknecht, Erwin 44
Adler, Alfred 11, 56, 123, 125
Adler, Friedrich 87
Alexander, Paul 131
Alter, Victor 133, 146
- Balasz, Etienne (Stefan) 42
Balk, Theo 111
Barbusse, Henri 115
Bauer, (Pseudonym für Ackerknecht) 44
Beer, Kurt 31
Behrendt, Heinz 132
Berneri, Camillo 144
Bernhard, Georg 82, 83
Bertholet, René 54,63,97
Bertz, Paul 40, 41
Betzer, Eugen 31
Bloch, Ernst 23
Blum, Léon 41, 51
Borochowitsch, Leo 24, 47
Brandel, Kuno 65, 80
Brandler, Heinrich 23, 24, 25, 37, 43, 46, 47, 82, 84, 111, 113, 114, 115, 143, 144, 145
Breitscheid, Rudolf 96
Brenner, Otto 75
Brill, Hans Klaus 55, 61
Brockway, Fenner 43
Broh, James 11
Bucharin, Nikolaj 23
Budzislawski, Hermann 23, 78
- Carol, König von Rumänien 20
Caspari, Hans 96, 128, 131, 132
Ciliga, Anton 43
Clair, Louis (Pseudonym von Ludwig Coser im «Call») 124, 134
Clement, Clairette 49, 50, 65, 74, 100, 107, 109, 114
Clement, Travers 114
Cohen-Reuss 82
Collinet, Michel 35, 49, 143
Coser, Ludwig (Lutz) (jetzt Lewis A.) 49, 50, 51, 58, 65, 66, 74, 100, 101, 103, 107, 108, 109, 114, 115, 116, 120, 121, 123, 124, 127, 132, 134, 140
- Daladier, Edouard 73
Darlan (Admiral) 110, 117, 124
Dietzgen, Josef 60
Duhamel, Georges 80, 127
Duncker, Hermann 127
Duncker, Käthe 127
- Egerland, Erich 31, 97
Ehrlich, Henryk 133, 146
Ehrlich, Kurt Dr. 30, 34, 97
Eisfelder-Grunwald, Hanna 52, 53, 54, 55, 57, 63, 67, 93, 129
Ende, Lex 30
Engel, Fritz 81
Epstein, Carola 93
Erhardt, Justus 137

Fenichel, Otto 28, 29
 Fischer, Alice 55, 56, 83, 84,
 87
 Fischer, Rudolf 31
 Fischer, Ruth 93
 Fittko, Hans 96
 Flake, Minna 41, 55, 82
 Fränkel, Fritz 40, 55
 Franck, Karl 132
 Franck, Sebastian (Pseudonym
 Jacobys im «Call») 124, 134
 Francke, Herbert 137
 Franco, Francisco 22, 45
 Freud, Sigmund 125
 Friedrich, Ernst 10
 Frölich, Paul 23, 82, 84, 85, 88,
 96, 100, 127, 143, 145
 Frölich, Rose 127, 145
 Fromm, Erich 122, 127

 Giraud (General) 124
 Goebbels, Joseph 139
 Goetschel, George 53
 Goldenberg, Boris 43, 100
 Green, William 146
 Greenberg, Clement 122
 Grossmann, Kurt 26, 27, 29
 Grotewohl, Otto 133
 Grün, Anna 38, 70
 Grunwald, Markus 53, 54, 129
 Guttman, Josef (Pepik) 28, 120,
 122, 123

 Hartwig, Theodor 20, 30
 Heidegger, Martin
 Hermann-Neisse, Max 34,
 Hilferding, Rudolf 96
 Hiller, Kurt 27
 Hitler, Adolf 12, 13, 16, 21, 25,
 26, 27, 30, 39, 40, 42, 43,
 44, 46, 50, 54, 73, 77, 104,
 122, 123, 124, 126, 131, 132,
 139, 140, 146
 Hobbes, Thomas 102
 Hoddis, Jakob van 9
 Hoernle, Edwin 136
 Horkheimer, Max 60, 61, 62, 63,
 109, 119
 Hugo, Victor 143

 Jacoby, Georg 120
 Jakob, Mathilde 52
 Jesenska, Milena 16, 17, 27, 28, 31
 Jünger, Ernst 122

 Kafka, Franz 16, 27
 Kalandra 28, 120
 Kamenew, Lev Borisovic 22
 Kanehl, Oskar 11
 Kautsky, Karl 11
 Kaye, Danny 53
 Kestenber, Leo 27
 Kirchheimer, Otto 131
 Koestler, Arthur 50
 Kohn, Paul 57, 123, 128
 Kozlick, Alfred 123
 Kraus, Karl 9, 123
 Küchenmeister, Walter 40

 Landau, Alfred 56, 58, 77,
 Landau, Katia 45, 91
 Landau, Kurt 13, 21, 22, 23, 26, 43,
 44, 45, 58, 73
 Lang, Erna 23, 140
 Lang, Josef (Jola) 140
 Lassalle, Ferdinand 60
 Laub, Ilya 127.
 Laub, Lisa 127
 Laub, Rose 127
 Leber, Georg 65
 Lenin, Waldimir Ilytsch 11, 45
 46, 104, 145
 Levi, Benno 55

Levi, Paul 82, 143
 Lewinski, Erich 54
 List, Kurt 124
 Liszt, Elsa von 137
 Litwinow, Max 146
 Löwenstein, Kurt 54
 Löwenthal, Leo 109, 119, 132
 London, Arthur 45
 Lovestone, Jay 43, 46, 47, 65
 Luxemburg, Rosa 11, 52, 145

 Macdonald, Dwight 121, 122, 139
 Malinowski, Peter 78
 Marcuse, Herben 131
 Martin, André (Pseudonym Jacobys
 im «Call») 124, 132, 134
 Marx, Karl 11, 60, 120
 Maslow, Arkadi 26
 Maurin, Joaquin 144
 Maxton, James 45
 May, Ernst 41, 82, 84, 85, 86, 91
 Mennicke, Karl 137
 Meyer, Heinz 13
 Mises, Ludwig von 100, 145
 Müller, Erwin Dr. 14, 19, 31, 39, 40,
 41
 Münzenberg, Willi 37, 41, 78
 Mussolini, Benito 67

 Nelson, Leonhard 59, 144
 Neumann, Franz 131
 Nin, Andrés 45, 144

 Olberg, Valentin 24, 25
 Opel, Fritz 75, 80, 84, 88, 109, 123,
 132
 Orr, John Boyd (Sir) 134
 Orwell, George 144
 Ossietzky, Carl von 22

 Pfmfert, Franz 11, 82
 Pjatakow, Georgij Leonidovic 22

 Pieck, Wilhelm 133
 Pivert, Marceau 38, 42, 51, 143
 Pölchau, Harald 137
 Pönisch, Ernst 15, 19
 Pollock, Friedrich 34, 61, 119,
 122, 129
 Radek, Karl 22
 Rätzke, Erich 13, 15, 30
 Rätzke, Martha 15
 Rathenau, Walter
 Redner, Jenny 57, 108, 138
 Reimann, Günther 32, 119, 120
 Reiss, Elsa (Poretzky, Elisabeth K.)
 123, 145
 Reiss, Ludwig (Ignaz) 123, 145
 Reiter, Alexander 113
 Robespierre, Maximilien
 Rodenstein, Heinrich 54, 55
 Roosevelt, Franklin Delano 111, 124
 Roosevelt, Eleonor 53
 Rolland, Romain 10
 Rosmer, Alfred 45, 144
 Rühle, Otto 11, 12, 14, 16, 17,
 20, 31, 59, 60, 61, 122, 125, 127,
 136, 138, 143
 Rühle-Gerstel, Alice 12, 14, 16, 17,
 18, 28, 29, 31, 79, 122, 125, 127,
 138, 143
 Sartre, Jean Paul 14
 Schedlich, Reinhold 13, 15
 Schick, Pauli 123
 Schlamm, Willi 22
 Schlesinger (Dr.) 125
 Schmidt, Bernhard 137
 Schmidt, Kurt 139
 Shachtman, Max 125
 Silone, Ignazio 39, 40, 59, 111,
 124, 145
 Sinowjew, Grigori Jewsejewitsch
 22, 26

Slansky, Rudolf 45
Smirnow, Andrei 22
Sneevliet, Henryk 46, 145
Souchy, Augustin 144
Sperber, Manes 12, 20, 39, 45, 52,
55, 125, 127, 138
Stalin, Josef Wissarnionowitsch 22,
23, 24, 25, 26, 40, 42, 43, 44,
45, 46, 60, 73, 104, 111, 124,
133, 145
Sternberg, Karel 95, 114
St. Just (Saint-Just), Louis-
Antione-Léon de 103
Strunsky, Sheba 119
Szende, Erzsí 28, 29
Szende, Stefan 16, 20, 23, 28, 29
Tabouis, Geneviève 50
Thalheimer, August 43, 46, 82,
144, 145
Thomas, Norman 124
Tintner 123
Tito, Josip Broz 111
Tocqueville, Alexis de 103, 104
Trotzki, Leo 13, 23, 26, 40, 50,
59, 125, 144
Tour, Salomon de la 130
Ulbricht, Walter 60, 133, 136
Vereeken, Georges 46, 73
Vogel, Harold 135, 136
Walcher, Jakob 23, 143
Weingarten, Adolf 93, 94, 140
Wittfogel, Karl August 120, 121,
122
Yates, Paul Lamartine 135, 136
Zimmermann, Otto 27, 70, 74
Zyromski, Jean 42

Henry Jacoby

Der Autor, Jahrgang 1905, wird nach einer Lehre in einer Steindruckerei Mitarbeiter am Anti-Kriegsmuseum in Berlin und nach einer Sozialarbeiter-Ausbildung am Sozialpolitischen Seminar der Hochschule für Politik und Praktikum in Fürsorgeerziehungsanstalten und Gefängnissen Geschäftsführer der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen.

Nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe wegen Hochverrats geht er 1936 ins Exil, zuerst nach Prag und dann nach Paris, wo er bis zum Ausbruch des Krieges ein Heim für jüdische Waisenkinder leitet. Es folgt Aufenthalt in französischen Konzentrationslagern und im unbesetzten Frankreich, 1940 Flucht nach Portugal und mit Hilfe von Max Horkheimer Einreise in die Vereinigten Staaten.

In New York und Washington nach Broterwerb als Laufjunge und Pantoffelkleber gemeinsam mit anderen Exilierten Analyse der europäischen Wirtschaft für die amerikanische Regierung.

Nach Kriegsende bei der FAO («Food and Agriculture Organisation») der Vereinten Nationen (UNO) in Washington, Rom und Genf angestellt und zuletzt bis zur Pensionierung 1968 Direktor der gemeinsamen Abteilung der FAO und der Europäischen Wirtschaftskommission in Genf.

Seither freier Schriftsteller und für Amnesty International tätig.
(Pseudonym: Sebastian Franck und André Martin)

Veröffentlichungen:

Sebastian Franck: Zur Kritik der politischen Moral, Offenbach 1947, 2. Auflage Giessen 1971

Sebastian Franck: Soziologie der Freiheit. Otto Rühles Auffassung vom Sozialismus. Eine Gedenkschrift, Ulm 1951

Sebastian Franck: Die Illusion der freien Marktwirtschaft, Ulm 1952

Das Marxsche Werk. Darstellung – Kritik und Würdigung. Einleitung zu: Das Kapital. Kurzausgabe von Otte Rühle, Offenbach 1949, Oberaula 1970, Giessen 1972

- Die Bürokratisierung der Welt – Soziologische Texte, Band 64, Neuwied
1969
- La burocratizacion del mundo, Mexiko 1972
- The Bureaucratization of the World, Berkeley 1973 Paperback 1976, New
Printing 1982
- Utopie als Gegenbild. Otto Rühle und seine anti-autoritäre Utopie, in: Otto
Rühle: Baupläne für eine neue Gesellschaft, Hrsg.: Henry Jacoby, Reinbek
1971
- Beiträge zur Soziologie der sozialistischen Idee. Argumentationen, Bd. 7,
Wiesbaden – Giessen 1973
- Alfred Adlers Individualpsychologie und dialektische Charakterkunde,
Frankfurt am Main 1974, Zweite Auflage in Vorbereitung
- Otto Rühle. Kurzer Abriss seines Lebens. Vorwort zu Otto Rühle: Illustrierte
Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Band 2, Lahn – Giessen
1977
- Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus. Eine Jugend links-aussen in
der Weimarer Republik, Frankfurt 1980

FRANZ KAMINSKI
HEINER KARUSCHEIT
KLAUS WINTER



ANTONIO GRAMSCI

PHILOSOPHIE
UND
PRAXIS

Sendler

Paperback, 320 Seiten, 29,00 DM

Der italienische Kommunist Antonio Gramsci und seine «Philosophie der Praxis» stehen gegenwärtig im Brennpunkt der sozialistischen und kommunistischen Diskussion. Wesentliche Fragen des heutigen

Weges zum Sozialismus werden unter Berufung auf Gramsci erörtert: Reform und Revolution, Sozialismus und Demokratie, Gewalt und Frieden, Hegemonie und Staat.

Zentraler Gegenstand des Buches sind die in der bisherigen Gramsci-Debatte weitgehend vernachlässigten philosophischen Grundlagen von Gramscis Denken:

- der Einfluss B. Croces auf Antonio Gramsci
- Gramscis Verständnis der Dialektik
- Zusammenhang und Bruch zwischen Gramscis philosophischen und politischen Auffassungen
- die geistige Strömung, der Gramsci innerhalb der Komintern angehörte
- die gesellschaftlichen und politischen Ursachen der gegenwärtigen Gramsci-Diskussion.

Sendler Verlag

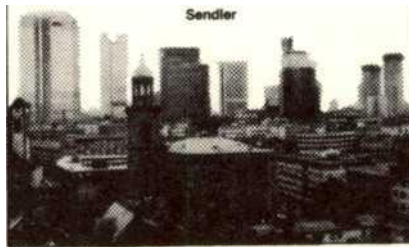
zu beziehen über:

BUCH VERTRIEB HAGER • Postfach 111162 • 6000 Frankfurt 11

Michael Garhardt

**Industriebeziehungen
der westdeutschen**

BANKEN



Paperback, 272 Seiten, 24,00 DM

Trotz der Bedeutung des Kreditwesens für das Verständnis der kapitalistischen Produktionsweise sowie ihrer Überwindung sind marxistisch orientierte Analysen über den Kredit und die Banken selten. M. Gerhards untersucht im ersten Abschnitt die Marxschen Auffassungen zum Kredit, zum Verhältnis von industriellem und Bankkapital und setzt sich kritisch mit Hilferdings «Finanzkapital» und in dessen Tradition stehenden Stamokap-Theorien auseinander. Der zweite Abschnitt besteht aus einer Untersuchung der Zentralisation und Profitentwicklung des westdeutschen Bankensektors, der Finanzentwicklung industrieller und Handelsunternehmen, der Industriebeziehungen der Banken an zwei Fallbeispielen, darunter die AEG. Im Schlussabschnitt wird auf die Diskussion über Bankenverstaatlichung und alternative Wirtschaftspolitik eingegangen.

zu beziehen über:

BUCHVERTRIEB HAGER • Postfach 111162 • 6000 Frankfurt 11

Bücher und Broschüren

sendler broschur

Michael Klucken • Hubert Plappert

Der Marionettenmensch

Eine Kritik des Behaviorismus

Broschüre, DIN A5, 96 Seiten, 6,50 DM



sendler broschur

Eine Kritik
des Behaviorismus

Rainer Werning

Kampuchea nach 1975.

Wiederaufbau im Zeichen einer Illusion? Ein Essay

Broschüre, DIN A5 48 Seiten, 4,00 DM

Thomas Heberer

Nationalitätenpolitik der KP China

Mit zwei Texten von Zhou Enlai zur Nationalitätenpolitik und über Ethnologie

Broschüre, DIN A5, 96 Seiten, 5,50 DM

Franz Kaminski,
Heiner Karuscheit, Klaus Winter
Antonio Gramsci.

Philosophie und Praxis

Paperback, 320 Seiten, 29,00 DM

G. Koenen, K. Koenen, H. Kuhn

«Freiheit, Unabhängigkeit und Brot»

Zur Geschichte und den Kampfzielen der Arbeiterbewegung in Polen

Paperback, 320 Seiten, 12,00 DM

Georg Lukács

Moskauer Schriften

Zur Literaturtheorie und

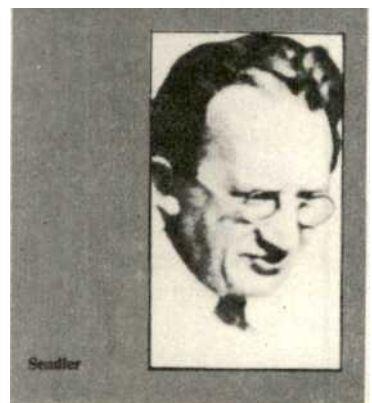
Literaturpolitik 1934-1940

Herausgegeben v. Frank Benseler

Paperback, 173 Seiten, 12,00 DM

Georg Lukács

Moskauer Schriften



aus dem Sendler Verlag

Carl Marx • Friedrich Engels

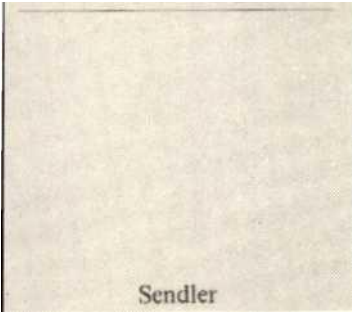
Texte zur Kritik der Philosophie
tine Textsammlung

*aperback, 141 Seiten, 7,00 DM

Sendler Reprint

Karl Marx • Friedrich Engels

Texte zur Kritik der Philosophie



Kontroverse um Pawlow

Arbeitsseminar am 24./25.1.1981
in Frankfurt – Mit Bibliographie
Herausgeber: R. Adamaszek, F. Dick,
F. Stropahl, D. Wichmann

Paperback, 160 Seiten, 13,00 DM

Der Jadedefelsen

Chinesische Kurzgeschichten 1977- 1979
Übersetzung aus dem Chinesischen
Herausgegeben von Jochen Noth

Engl. Broschur, 164 Seiten, 9,00 DM

Nikolaj Bucharin

Der Weg zum Sozialismus

Nachdruck der Schrift von 1925

Paperback, 125 Seiten, 6,00 DM



Nikolaj Bucharin

Kautsky und Sowjetrußland

**Karl Kautsky: Die Internationale
und Sowjetrußland**

ca. 250 Seiten (A5), ca. 14,80 DM

zu beziehen über

BUCHVERTRIEB HAGER • Postfach 111162 • 6000 Frankfurt 11